



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 35.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. Wana.

Siebenzehntes Kapitel.

Hocherfreut über den unerwarteten Anblick eilte ich schnellen Laufes auf die beiden Frauen zu. Annita stieß bei meinem plötzlichen Hinzukommen einen Schrei der Ueberraschung aus, der auch Madeline veranlaßte, sich umzusehen. Sie schien jedoch durchaus nicht überrascht zu sein, warf mir erst einen flüchtigen Blick zu und fuhr dann ruhig in der angefangenen Beschäftigung fort, mit der Spitze ihres Sonnenschirmes etwas in den Sand zu schreiben.

Ich trat auf sie zu und bot ihr meinen Gruß, sie nickte lächelnd, ohne sich stören zu lassen. Der Richtung ihrer Augen folgend, las ich die in den feuchten Sand eingetragenen Worte: „Hugh Trelany, St. Gurlott.“ Das Blut stieg mir heiß in die Wangen, entwich jedoch sofort wieder, als ich darunter las: „George Redruth, Esq.“ Beide Namen, der des jungen Herrn wie der meine, waren in großen, kühnen Zügen geschrieben. Daneben standen in kleineren, flüchtigeren Buchstaben die erst begonnenen Worte: „Madeline Gr —.“ Eben beim rangelkommen, schaute sie sich nach mir um, lachte vergnügt und verwischte dann die ganze Schrift mit der Spitze ihres kleinen, elegant chauffierten Fußes.

„Was bringt Sie hieher, Mr. Trelany?“ sagte sie. „Ich dachte mir, daß Sie in der Kirche wären.“

„Das glaubte ich von Ihnen,“ erwiderte ich lächelnd.

„So sind Sie uns nicht gefolgt?“

„Sicherlich nicht, obschon ich, wenn mir Ihre Absicht bekannt gewesen, es höchst wahrscheinlich gethan haben würde. Vermuten hätte ich allerdings nie können, Sie an diesem einsamen Plage zu finden, so weit entfernt von daheim.“

„Mein wirkliches Daheim ist weit entfernt, in der That,“ erwiderte sie und deutete mit erhobener Hand auf die See hinaus. „Dort drüben; zuweilen wünsche ich mir, Schwingen zu haben wie ein Vögelein, um zurückfliegen zu können.“

Ich sah, wie die großen Augen sich mit Thränen füllten.

„Haben Sie noch Verwandte drüben oder liebende Freunde?“

„Weder Verwandte noch Freunde; als mein teurer Vater starb, ließ er mich ganz allein zurück. Aber ich habe so lange Zeit dort gelebt, war immer so glücklich dort. Und Südamerika ist so schön, so ganz anders wie Ihr nebeliges England.“

Ich betrachtete sie mit inniger Teilnahme. „Da werden Sie eines Tages wohl wieder dahin zurückkehren?“

„Vielleicht — ich weiß es selbst noch nicht,“ erwiderte sie traurig, sich umwendend und auf Annita zugehend. Die Dienerin

lachte, ihre weißen Zähne zeigend, freundlich ihr entgegen, ihr Gesicht erhellte sich noch mehr, als Madeline rasch einige Worte in ihrer Landessprache mit ihr gewechselt.

„Annita ist ganz meiner Meinung,“ sagte sie. „Sie findet das Klima abscheulich und verzehrt sich in Heimweh nach den Palmen und Tempeln des Westens. Ich werde sie wohl dahin zurücksenden müssen. Das Volk hier gasst sie an wie ein wildes Thier, weil sie anderer Farbe ist und ihren barbarischen Dialekt nicht versteht, sie will durchaus nicht in England bleiben.“

Ich hatte mir Annitas freudiges Gesicht etwas anders ausgelegt, war jedoch momentan zu glücklich, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Nur in ihrer Nähe verweilen, in das liebe Antlitz schauen, dem Klang ihrer Stimme lauschen zu dürfen, war ja schon Wonne für mich, denn nie war sie mir schöner, nie herrlicher vorgekommen. Sie trug einen kostbaren, enganschließenden Mantel von Seehundsfell und ein ebensolches Mützchen, der elegante Schirm schien ihr mehr als Stütze wie als Schuh gegen die Sonnenstrahlen zu dienen. Die zarte Haut ihrer Wangen war von der frischen Seebriese leicht gerötet, die leuchtenden Augen blickten außergewöhnlich heiter und glücklich.

Für kurze Zeit vergaß ich ganz den Abstand, der uns trennte, ihren Reichtum und meine Armut, und sprach ohne Zurückhaltung über dies und das. Die frühere Schüchternheit war ganz gewichen, mein Benehmen schien gewandter, sicherer geworden zu sein, denn ich bemerkte, daß Madeline mit erhöhtem Interesse auf mich blickte, mit warmerer Teilnahme mir zuhörte.

„Und Sie,“ begann sie plötzlich, „wollen Sie denn für Ihr ganzes Leben in diesem weltverlorenen Winkel von Cornwallis bleiben?“

„Wer kann das sagen?“ erwiderte ich. „Ich habe wohl oft schon daran gedacht, mein Glück über dem Ocean zu suchen, Gewohnheit und Verhältnisse aber fesseln mich an den einsamen Platz, an die freudlose Beschäftigung. Oft denke ich auch, es hätte so kommen müssen und, Miß Graham, sagen Sie selbst, ist es nicht wunderbar, daß das Schicksal uns beide gerade hier in so seltsamer Weise wieder zusammenführte?“

„Für mich war es in der That ein Glück, daß Sie hieher verschlagen wurden.“

„Wie so?“

„Weil ich ohne Sie schwerlich mehr unter den Lebenden weilte. Sie haben mich vom sichern Tode errettet.“

War es Dankbarkeit oder ein noch innigeres Gefühl, das so warm aus ihrem Auge strahlte und sie nach einem langen Blicke auf mich erröthend das Gesicht abwenden ließ? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß mein Herz schneller zu schlagen begann und ein unendlich süßes Hoffen in meine Seele einzog. Ich sah nach Annita, sie hatte sich auf einen der großen am Strande liegenden Felsblöcke gesetzt und schaute mit halbgeschlossenen Augen nach der Sonne. Hingerissen von der Erregung des Momentes erfaßte ich die Hand der Geliebten.

„Miß Graham,“ sagte ich, „Madeline — darf ich Sie wieder bei dem mir so liebgewordenen Namen nennen? — Von der Stunde unseres Abschiedes an, in all den langen Jahren, die seitdem verflossen, waren Sie mein einziges Sinnen und Denken, und als wir uns wieder sahen —“

In diesem leidenschaftlichen Tone wäre ich wohl fortgefahren, Madeline aber entzog mir sanft ihre Hand und rief:

„Annita! Komm, es ist Zeit nach Hause zu gehen.“

Das Mädchen schien sie verstanden zu haben, sie sprang eilig auf und nickte land-



Hellgriechische Schönheit. (S. 418.)

einwärts zeigend. Ich selbst stand verduht und beschämt da, Madeline aber, mit leichtem Lächeln zu mir sich wendend, fuhr fort:

„Gehen Sie auch nach dem Dorf zurück, Mr. Trelany? Wenn ja, so können wir den Weg zusammen machen.“

Ein gewisses Etwas in ihrem Benehmen zeigte mir, daß ich nicht über die Gunst des Augenblicks hinausgehen dürfe, bereitwilligst gab ich daher zur Antwort, daß ich zu ihren Diensten sei, und führte sie den steinigten Weg zurück, dessen steile Stellen es mehrmals nötig machten, daß sie meinen Arm oder meine Hand annahm, eine Berührung, bei der mir jedesmal warm bis ans Herz wurde.

Endlich waren wir wieder auf der offenen Heide angelangt, ich ging mit Madeline voraus, während Annita uns in etwelcher Entfernung folgte.

„Wie kam es, daß Sie so weit gingen?“ sagte ich. „Wir sind drei bis vier Meilen von St. Gurlott.“

„O, ich machte mich früh auf den Weg, die Sonne lockte mich heraus. Ich dachte übrigens nicht, daß wir so weit gegangen wären, die arme Annita, sie wird ganz erschöpft sein.“

„Und Sie?“

„Ich liebe weite Spaziergänge,“ antwortete sie heiter. „Selbst in Demerara ging ich stundenlang in den Wäldern umher, einmal verirrt ich mich sogar. Die Nacht brach plötzlich herein, ich kroch in einen hohlen Baum und fühlte doch keine Furcht, obgleich die wilden Tiere rund herum heulten. Papa hat damals Todesangst ausgestanden und erlaubte mir nie wieder, allein in den Wäldern herumzustreifen.“

„Wie fand man Sie wieder auf?“

„Sie durchsuchten den Wald, wohl hunderte von Kulies, die Fackeln trugen und einen Lärm machten, der Tote hätte erwecken können. Endlich kamen sie bis zu mir, ich schlüpfte aus meinem Versteck und rief ganz kaltblütig: „Hier bin ich, Papa!“ Er war furchtbar böse, hat mir aber doch bald verziehen.“

„Es muß ein hartes Herz sein,“ murmelte ich zärtlich, „das Ihnen irgend etwas nicht verzeihen kann.“

Sie sah mich lächelnd an und schüttelte den Kopf.

„Sie kennen mich noch nicht. Mein armer Papa, wenn er noch am Leben wäre, könnte Ihnen andere Geschichten erzählen. Ich war immer ein verzogenes Kind, Mr. Trelany.“

So, in leichter Unterhaltung, gewisse gefährlichere Gesprächswendungen vorsichtig vermeidend, wandelten wir mitsammen über das Moor. Obgleich es Winterzeit war, so schien doch die Sonne recht warm herunter, so daß die sichtlich ermüdete Dienerin immer weiter hinter uns zurückblieb. In Sicht des Dorfes gekommen, blieben wir stehen, Annita zu erwarten, gerade an der Stelle, wo ich mich von dem Onkel verabschiedet hatte. Mein Auge war ersten Sinnes auf Madeline gerichtet. Mit einemmal sah ich sie starr vor sich hinschauen und die Farbe wechseln.

Der Richtung ihres Blickes folgend, gewahrte ich eine wohlbekannte Gestalt auf uns zukommen, es war George Redruth, elegant gekleidet, ein Spazierstöckchen in der Hand.

Er schritt rasch auf uns zu, an dem finstern Ausdruck seines Gesichtes sah ich, daß er in übelster Laune war. An uns herantretend, warf er erst mir einen zornig hochmütigen Blick zu und wandte sich dann an seine Cousine.

„Wo warst Du?“ fragte er erregt. „Ich suchte Dich überall; weißt Du nicht, daß es drei Uhr ist?“

„Nein, ich wußte nicht, daß es so spät sei,“ erwiderte Madeline ruhig. „Annita und ich gingen über das Moor nach dem Strande hinunter, wo wir Mr. Trelany trafen.“

Er sah mich wieder an, seine Brauen zogen sich immer finsterner zusammen.

„Der Lunch ist um halb ein Uhr serviert worden,“ stotterte er heraus, „dann ist Mama nach dem Nachmittags-gottesdienst gefahren. — Ich will Mr. Trelany nicht weiter belästigen, nimm meinen Arm und laß mich Dich nach Hause geleiten.“ Dies sprach er in seinem gewohnten herrischen Tone, es wunderte mich durchaus nicht, daß Madeline errötete und den angebotenen Arm nicht annahm.

„Es eilt nicht so,“ erwiderte sie. „Sieh, die arme Annita ist ganz erschöpft, es wäre ein gutes Werk, wenn Du ihr beistehen wolltest, ich meinsten bedarf keiner Stütze.“

Wirklich schien Annita übermüdet zu sein. Sie sah etwa hundert Schritte von uns auf einem Steine, die Ellenbogen aufs Knie gestützt, den Kopf in die beiden Hände gesenkt.

„Ich gebe mich mit Niggern nicht ab,“ gab er brüsk zur Antwort, „sie sind mir in der Seele zuwider. Vielleicht ist Mr. Trelany weniger heikel,“ fügte er hinzu, mich mit unausgesetzlich höhnischer Miene betrachtend.

Unsere Augen trafen sich, eine scharfe Entgegnung lag mir auf der Zunge, als Madeline mit schneidendem Worte dazwischentrat.

„Annita ist nicht, was Du sie so höflich zu nennen beliest, und was Mr. Trelany anderrst, so ist er wenigstens ein Gentleman, unfähig zu solch rohen Bemerkungen selbst gegen sozial Niedererstehende.“

Dieses Lob schien George Redruth höchlichst zu amüsieren, er dachte wohl, daß das Wort Gentleman, auf eine Person meiner Stellung angewandt, ungemein komisch laute. Bis in die Schläfen darob errötend, lästete ich, ohne den jungen Herrn auch nur eines Blickes zu würdigen, vor Madeline meinen Hut und eilte schnellen Schrittes über die Heide.

(Fortsetzung folgt.)

Feuerlöscher.

Skizze von H. Sundelin.

(Nachdruck verboten.)

Mit raschelndem Geräusch rollte der Zug durch die stille Winter-nacht dahin. Zu beiden Seiten des Gleises dehnte sich der dunkle Forst aus, in dessen dichtem Tannengebüsch der Rauch aus dem Schloße der Dampfmaschine wirbelnd verschwand, und jetzt, wo der Wald ein Ende genommen, schwarze Schatten auf die mit einer weißen Schneedecke verhüllten Felder warf. Plötzlich erweckte ein greller Lichtschein die in leichten Schlummer versunkenen Insassen eines Coupés zweiter Klasse; ein Blick genügte, um erkennen zu lassen, daß in dem Dorf, an welchem der Zug soeben vorüber-laufte, eine Feuersbrunst ausgebrochen war. Hoch schlugen die Flammen, mit Rauch untermischt, zu dem klaren Winterhimmel empor und bildeten einen schönen Gegenatz zu der schneebedeckten Winterlandschaft.

„O Gott, ein Feuer!“ rief eine nicht mehr junge Dame in der Aggonede aus. „Die armen Menschen!“

„Zu retten scheint allerdings nicht mehr viel zu sein,“ erwiderte der ihr gegenüberstehende Herr im Pelzrock. „Aber das ist auf dem Lande, wo die Löscheinrichtungen gewöhnlich sehr mangelhaft sind, überall so!“

„Nun, damit war's vor fünfzig, sechzig Jahren auch in den Städten noch übel genug bestellt,“ meinte ein anderer Fahrgenosse. „Wenn da alles im tiefsten Schlafe lag und auch der Straßenwächter, das Horn um die Brust gehängt, an einem Thorwege auf der untersten Treppenstufe des Hauseingangs, auf der er sich niedergelegt, eingenickt war, seinen sonst dräuenden Spieß neben sich friedlich in der Ecke stehend, — wenn dann plötzlich vom Turm der Marktkirche ein Hornsignal ertönte, der erschrocken aus seinen Träumen aufgeschreckte Hüter der Nacht auch in kein Horn stieß, seine Amtsgenossen in anderen Teilen der Stadt in gleicher Weise Signale erschallen ließen, die Sturmglocke ertönte, da war's für jeden im Ort mit der Nachtruhe vorüber, denn alles mußte helfen bei der Bedienung der Spritzen, beim Herausheben von Wasser, beim Bergen der Hauseinrichtungen. Und wie oft zeigten sich nun die Schläuche undicht, die Konstruktion der Spritzen mangelhaft, die Bürgerwehr ungeübt im Löschen, so daß nicht selten nicht nur das Haus, in dem der Brand entstanden war, sondern auch die Nachbargebäude, und wenn gar ein heftiger Wind Funken und Flammen weitertrieb, die Häuser ganzer Straßen in Asche gelegt wurden.“

„Freilich, freilich, Herr Direktor,“ sagte wieder der Herr im Pelz, „das waren üble Zustände, aber das ist doch schon längst anders geworden, und wie auf so manchem technischen Gebiete hat die Neuzeit doch auch auf dem des Feuerlöschens wesentliche Fortschritte und Vervollkommenheiten zu verzeichnen. Die großen Städte besitzen jetzt durchweg Berufsfeuerwehren, wohlgeschulte Mannschaften, die jeden Augenblick zum Kampfe mit dem entsetzlichen Element bereitstehen, und wo sie in mittleren und kleinen Städten aus diesem oder jenem Grunde fehlen, haben sich allenthalben freiwillige Feuerwehren gebildet, deren Mitglieder mit den bei einem Brande nötigen Maßregeln vertraut und im Löschen einer Feuersbrunst geübt sind. Ebenso sind die dabei erforderlichen Apparate immer mehr vervollkommen und ihrem Zweck entsprechender geworden.“

„Das müssen Sie als Versicherungsinspektor allerdings beurteilen können,“ lautete die Erwiderung. „Aber Sie werden auch zugestehen, daß trotz all der schönen Erfindungen und Verbesserungen, die Sie im Auge haben mögen, größere Feuersbrünste selbst in großen Städten immer noch an der Tagesordnung sind. Denken Sie nur an die zahlreichen Theaterbrände der letzten Jahre!“

„Ich leugne nicht, daß sich auch jetzt noch die menschliche Kraft und die Maschine vielfach ohnmächtig gegen die furchtbare Gewalt des Feuers zeigen,“ sagte der Inspektor. „Wenn wir jedoch bedenken, daß erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Wagen-spritzen — die ersten sollen zu Anfang des sechzehnten in Augsburg gebaut worden sein, bis dahin waren nur tragbare Hand-spritzen im Gebrauch — durch einen Holländer den Schlauch und durch einen Franzosen den Windfessel erhielten, und wir unsere jetzigen Dampfspritzen betrachten, dann schlafen wir doch ruhiger in dem Bewußtsein der nicht zu unterschätzenden Sicherheit und schnellen, wirksamen Hilfe, welche solche Einrichtungen bieten, solche Maschinen bringen.“

„Schön!“ entgegnete der Direktor. „Dampfspritzen, Berufsfeuerwehren in großem Stile und dergleichen haben Berlin, Wien und andere Metropolen; wie ist's aber in engeren Verhältnissen? Es entsteht da zum Beispiel in einem Lagerraum meiner Spinnerei auf dem Lande oder in einer Tischlerwerkstatt in einer kleinen Stadt ein Feuer; bevor Löscheinrichtungen herbeigeholt sind, hat sich daselbst immer mehr verbreitet, — was thun Sie in solchem Falle?“

„Da gibt es allerlei Hilfsmittel, welche sehr wohl im Stande sind, einen in geschlossenen Räumen ausgebrochenen Brand zu ersticken, zum Beispiel die Bucherschen Feuerlöschbollen.“

„Kenne ich nicht!“

„Es sind Kapseln, in denen ein Gemisch von Salpeter, Schwefel und Kohle fest eingestampft ist. Eine solche Kapsel wirft man in die Flammen, sie entzündet sich leicht und brennt ohne Explosion mit stark weißer Flamme und ebenmäßigem Rauch, entwickelt große Massen die Verbrennung nicht unterhaltender Gase und erstirbt so durch Verdrängung des Sauerstoffs der Luft das Feuer, denn bekanntlich beruht die Wirkung der Feuerlöschmittel darauf, daß entweder die erforderliche Verbrennungstemperatur herabgestimmt wird oder aber eine Abschlüpfung des Sauerstoffs der Luft stattfindet. Letzteres ist der Fall, wenn man den Sauerstoff durch andere brennbare Stoffe, wie Schwefel, absorbieren läßt, den auszulöschenden Gegenstand mit einem festen Ueberzuge umgibt, die Luft durch Erhitzung verdünnt oder durch Entwicklung anderer Gase verdrängt; erstere, wenn man Wasser aufsprüht.“

„Die Feuerlöschbollen können aber doch wohl nur in kleinen, ganz verschlossenen oder höchstens mit kleinen Öffnungen versehenen Räumen einen sicheren Erfolg haben, dagegen schwerlich bei starkem Luftwechsel!“ replizierte der aufmerksam zuhörende alte Herr.

„Schon richtig,“ gestand der Inspektor zu. „Dann bediene man sich der sogenannten „Ergincenturs“ oder „Gaspriegen“. Ein solcher Löscheinrichtung besteht aus einem starken Zylinder von Eisenblech mit Doppelboden, etwa 1 Meter hoch und 0,3 Meter im

Durchmesser habend. Durch ein Anfahrrohr im oberen Boden fließt man doppeltkohlensaures Natron und Wasser hinein und nach Verschluß des Rohres durch eine besondere Vorrichtung Weinsäure. Letztere entwickelt aus dem doppeltkohlensauren Natron so viel Kohlensäure, daß ein Druck von vier bis sechs Atmosphären entsteht, der den Wasserstrahl zehn bis zwölf Meter weit treibt. Man hat Apparate von zehn bis fünfundsiebzig Liter Inhalt und nimmt statt der teuren Weinsäure auch Schwefelsäure, die sich in einem kleinen Glasbehälter befindet, der bei der Benützung umgestülpt wird, wobei sich sein Deckel von selbst öffnet und die Säure ausfließt. In allerneuester Zeit aber verwendet man flüssige Kohlensäure als mechanische Kraft zur Bewegung der Feuer-spritze, ein Verfahren, welches nach dem Urteil hervorragender Fachmänner eine sehr wichtige Verbesserung auf dem Gebiete des Feuerlöschens bildet, indem solche mit flüssiger Kohlensäure betriebene Spritzen gegen ein ausbrechendes Feuer ein stets bereites Hilfsmittel bieten, das durch einen einzigen Handgriff in Thätigkeit gesetzt werden kann.“

„Flüssige Kohlensäure?“ fragte das Fräulein.

„Ja, davon wirst Du allerdings noch nichts gehört haben!“ lachte der Direktor. „Nun, bei Null Grad und einem Druck von dreißig Atmosphären — das verstehtst Du ja, meine gelehrte Tochter — wird Kohlensäure zu einer tropfbar flüssigen und in diesem Zustande jetzt bei der Bier- und Eisbereitung verwendet. — Haben Sie ihre Benützung bei der Feuer-spritze schon gesehen, Herr Inspektor?“

„Ja, neulich in Dortmund in der Maschinenfabrik „Deutschland“, wo diese dem Physiker Dr. W. Raydt patentierte „Kohlensäure-Druck-spritze“ angefertigt wird. Sie besteht in einem leichten zweirädrigen Fahrzeug, das einen Wasserteufel mit Schlauch und Strahlrohr trägt. Hinter dem dreihundert Liter fassenden Kessel befinden sich zwei starke schmiedeeiserne Flaschen, von denen jede etwa vier Rilo flüssige Kohlensäure enthält und durch ein Absperrventil geschlossen ist, von welchem ein Kupferrohr nach dem Wasserteufel führt. Sobald das Absperrventil einer Flasche durch leichte Drehung eines aufgesteckten Schlüssels geöffnet worden ist, drückt die Kohlensäure mit der Kraft von etwa vierzig Atmosphären auf das Wasser im Kessel und schleudert dasselbe sofort kräftig aus dem Strahlrohr heraus. Hierbei ist es nun von großem Wert, daß man den Druck, womit dies geschieht, je nach Bedürfnis ganz nach Belieben regulieren kann, indem man unter Beobachtung des am Wasserteufel befindlichen Manometers das Absperrventil mehr oder weniger öffnet. Die flüssige Kohlensäure bleibt in den fest verschlossenen Flaschen während ganz beliebiger Zeit unverändert, und es wird etwa die Hälfte einer Flaschenfüllung für eine Wassermenge von dreihundert Liter verbraucht, der Inhalt der am Apparate befindlichen beiden Flaschen reicht also für ungefähr vier Füllungen des Wasserteufels aus; die Auswechselung der geleerten Flaschen gegen gefüllte ist sehr leicht in Schnelle ausführbar. Beim Gebrauch der Spritze wird zunächst der Schlauch in Ordnung gebracht, dann läßt man durch vorsichtiges, langsame Öffnen eines Flaschenventils die Kohlensäure in den Wasserteufel strömen und das Spritzen kann sofort beginnen, wobei unter Beobachtung des Manometers das Ventil zu regulieren ist, daß der Wasserstrahl die nötige Stärke hat, was im allgemeinen bei zwei bis drei Atmosphären der Fall sein wird. Wenn das Wasser verspritzt ist, schließt man das Ventil der Kohlensäureflasche und löst die obere Deckel des Wasserteufels so weit, daß die noch im Wasserteufel befindliche Kohlensäure nicht nur durch den Schlauch, sondern auch aus der oberen Öffnung entweichen kann. Enthält die Luft in den Räumen dann circa fünfzehn Prozent Kohlensäure, so ist ein Weiterbrennen unmöglich.“

„Und was die Flammen nicht zerstört, wird das Wasser vernichtet oder wenigstens arg beschädigt haben!“ warf das Fräulein ein.

„Diese unangenehme Eigenschaft besitzt das nasse Element allerdings und dazu noch zwei andere Uebelstände: erstlich verdampt das Wasser rasch und zweitens kann es bei großen Feuern die Glut sogar anfachen, indem es sich mit glühender Kohle in Wasserstoff und Kohlenoxydgas umsetzt. Darum hat man, gleichwie Bucher auf andere Weise, auch schon versucht, Feuer nicht durch Wasser, sondern durch komprimierte Kohlensäure zu löschen. Das Verfahren ist jedoch ganz neu und mir noch nicht bekannt.“

„Gestatten Sie mir, Ihnen meine Erfahrungen hierüber mitzutheilen,“ ließ sich da aus der andern Ecke des Wagens eine Stimme vernehmen; sie gehörte einem dritten Herrn an, der sich bisher an dem Gespräch nicht beteiligt hatte. „Bei einem Besuch Berlins vor einiger Zeit wurde ich aufgefordert, an einem neuen Feuerlöscher-Versuch, bei dem Wasser gar nicht in Anwendung komme, teilzunehmen, und da mich als Landwirt die Sache interessierte, fuhr ich nach Pankow, einem Vororte Spreewalds, wo der Versuch stattfinden sollte, hinaus; Herr Karl Rösch, Erfinder des Verfahrens und Inhaber des internationalen technischen Bureau für Kohlensäure-Industrie (Berlin, Markgrafenstraße 84), leitete denselben. Sein Verfahren beruht darauf, daß in der Luft, welche eine bestimmte Menge Kohlensäure enthält, kein Feuer existieren kann. In einem Stallgebäude war die von dem Erfinder hergestellte Löscheinrichtung aufgestellt, die im wesentlichen aus einem starken Windfessel besteht, welcher mit einer Anzahl Flaschen mit flüssiger Kohlensäure armiert ist. Diese wird durch ein Rohr in ein in einiger Entfernung stehendes eisernes Gebäude geleitet, wo ein helles Holzfeuer angezündet und nach Öffnen des Flaschenventils durch die aus einer Turbine herausströmende Kohlensäure in einigen Minuten gelöscht wurde; ein Gleiches geschah mit einem im Freien entzündeten Feuer, auf welches von einem daselbst stehenden kleinen Apparat die Kohlensäure durch Gummischläuche gelenkt ward. Der Erfinder stellt nämlich verschiedene Apparate her. Kleine tragbare im Gewicht von 50 Kilogramm eignen sich in erster Linie für kleinere Gewerbetreibende (Tischler etc.); sie können auf dem Rücken eines Mannes befestigt werden, der mit einem leichten Griff einen an der Seite befindlichen Hahn öffnet, infolge dessen die Kohlensäure durch einen Schlauch ausströmt, an dessen Ende eine sogenannte Feuer-spritze dieselbe zerteilt. Ein solcher Tragapparat enthält 1500 Liter Kohlensäure und löst eine brennende Petroleumfläche von drei Quadratmeter in vierzig Sekunden. Auch werden fahrbare Zylinder mit Schlauchführung hergestellt; ganze Häuser können sich mit einer derartigen Feuerlöscheinrichtung mit komprimierter Kohlensäure dadurch versehen, daß die an einem sichern Ort aufgestellte Batterie durch ein Hauptrohr mit einem im Comptoir oder sonst einem Raum des zu sichernden Etablissements befindlichen Hahn-systeme in Verbindung gesetzt würde, von dem aus Zweigrohre in die einzelnen Räume

führen. Bei eintreffender Feuermeldung ist dann der betreffende Hahn zu öffnen und das Feuer wird durch die austretende Kohlenäure erstickt; dabei würde die Anlage selbst durch den Brand nicht beschädigt werden und nach erfolgter Vernichtung nur aus neue mit Kohlenäure zu versehen sein. Die Vorzüge dieser Feuerlöschmethode bestanden ferner darin, daß bei ihrer Anwendung auch weder Wasserschaden noch Betriebsstörung eintritt, erstere ein Vorteil, der namentlich bei Warenlagern, Archiven, Sammlungen und dergleichen nicht hoch genug anzuschlagen ist; im übrigen dürfte sich das Verfahren besonders für solche Fälle eignen, wo rasche und sichere Hilfe vonnöten, um großes Feuer zu verhindern, also auf Schiffen, in Holzbearbeitungswerkstätten, Fabriken, Theatern und so weiter.

Auch im Theater? Das wäre prächtig. Man mag ja jetzt kaum noch ein solches zu besuchen! sagte die Tochter des Direktors, als der Gutsbesitzer seine Mitteilungen beendet hatte.

Für Theatergebäude, Ausstellungsräume und dergleichen, nahm der Versicherungsinспектор wieder das Wort, „sind vor allem auch die Flammschutzmittel zu empfehlen. Schon seit langer Zeit ist ja versucht, die brennbaren Stoffe überhaupt schwer entzündlich oder schwer verbrennlich zu machen, indem man dem Löschwasser Salze, Thon und ähnliches zusetzt oder, was jedenfalls weit besser, Holz, Kleidungsstücke, Decorationen und anderes mehr mit Salzen tränkt und mit schützenden Ueberzügen verah: Holz mit Alaun und Eisenvitriol, Gewebe mit einer Lösung von basisch essigsaurem Blei, mit Wasserglas, Borax mit schwefelsaurem Magnesium, Borax mit Ammoniumverbindungen und so weiter. Von einer Unverbrennlichmachung kann dabei freilich keine Rede sein, wohl aber ist man im Stande, das die Temperatur erhöhende Eindringen der Wärme durch schützende Ueberzüge oder passende Tränkung zu erschweren, namentlich aber die Vergasung der aus den organischen Stoffen gebildeten Kohlen fast ganz zu verhindern und dadurch die Entgasung der darunter liegenden Teile wesentlich zu verlangsamen, die Verbrennung von Holz, Geweben, Papier und dergleichen somit so sehr zu erschweren, daß sie nur dann verbrennen, wenn bei Lufteintritt dauernd größere Wärmemengen zugeführt werden. Die mit den genannten Stoffen unentflammbar gemachten Gewebe verkohlten dabei wohl, wenn sie einer Gasflamme und dergleichen zu nahe kommen, brechen aber nicht in Flammen aus, sind daher auch nicht im Stande, das Feuer fortzupflanzen; wie die nicht mit solchen Salzen behandelten Decorationen beim Kirchenbrand von St. Jago oder im Wiener Ringtheater. Ebenso brennt entsprechend behandeltes Holz äußerst schwierig, kann daher mindestens leicht gelöscht werden. Wenn ich nun auch bezweifle, daß Flammschutzmittel jemals so allgemein Eingang finden, daß überall die Fenstervorhänge, die leicht entzündlichen Damenkleider und so weiter unentflammbar gemacht werden, so wünschenswert dies auch sein würde, ist doch wohl zu erwarten, daß aus freien Stücken oder bestimmungsgemäß in Theatern, Kirchen, auf Schiffen, namentlich aber auch in den aus leichtem Holzbrettern hergestellten Ausstellungsgeländen die zu Decorationen und so weiter verwendeten Gewebe, sowie alle Holzteile mit passenden Flammschutzmitteln behandelt werden, welche zwar nicht jede Feuergefahr ausschließen, die Lösung eines etwa ausbrechenden Feuers jedoch sehr leicht machen. Dann werden auch Sie, mein Fräulein, Theater und Kunstausstellungen in aller Seelenruhe besuchen.“

Die Antwort der Dame wurde durch das geräuschvolle Öffnen der Coupéthüre überhört, denn man hatte unbemerkt die Embarcation erreicht. Mit einigen höflichen Worten trennten sich die Reisegefährten von einander.

In den albanesischen Bergen.

(Vgl. S. 417.)

Die Illustration, welche wir heute unter diesem Titel unseren Lesern vorführen, zeigt uns einen Bewohner der „schönen Berge von Skodra“, das heißt einen Malsjoren, welcher seine Herde auf die Weide treibt und sich dabei die Zeit mit Klettern auf der Tambura vertreibt. Daß er dabei seine lange Flinte nicht außer acht läßt, ist in einem Lande wohl begreiflich, in dem die Blutrache noch schreckliche Blüten treibt.

Die Malsjoren bewohnen das ungefähr 2670 Quadratkilometer große Gebirgsland zwischen Montenegro und dem Drin. Ihre Zahl beläuft sich auf 52,000 Seelen; davon sind über 36,000 Katholiken, 15,500 Mohammedaner und 220 Griechen. Die Malsjoren sind zwar nominell türkische Unterthanen, aber faktisch vollständig unabhängig, denn sie zahlen weder Steuern, noch stellen sie Rekruten (außer Freiwilligen), noch dulden sie türkische Beamte in ihrer Mitte. Die Malsjoren zerfallen in mehrere von einander völlig unabhängige Stämme nach Art der schottischen Clans und Schweizer Kantone von einst. Jeder Stamm regiert sich selbst nach altem Herkommen und führt seine Beziehungen in der Volksversammlung.

Die Malsjoren sind ein tapferes Volk, das in seinen Sitten und seiner Lebensweise mit den benachbarten Montenegrinern, so wie diese vor einem halben Jahrhundert waren, große Ähnlichkeit hat. Dies hindert nicht, daß sie mit den Montenegrinern, von denen sie durch Rationalität, Sprache und Religion getrennt sind, seit Jahrhunderten in bitterer Feindschaft leben.

Die Malsjoren besitzen alle Tugenden der Naturvölker; sie sind nüchtern, sittlich, unter sich ziemlich ehrlich, einfach und bedürfnislos. Dagegen darf man aber auch nicht verschweigen, daß sie rachsüchtig, unwissend, habgierig, im Kriege grausam und gegen den „Fremden“ (worunter man oft sogar die Mitglieder eines andern Malsjorenstammes versteht) räuberisch und diebisch sind. Ihre schönsten Eigenschaften sind die Gastfreundschaft und die Treue gegen jeden, der ihre „bessa“ erhält. Letzteres Wort („Treue“) bezeichnet nämlich im weiteren Sinne das Versprechen vollkommener Loyalität. Der Fremde, welcher die bessa eines Stammes oder selbst nur eines einzigen Malsjoren erhalten hat, wird dadurch für alle Stammesmitglieder unantastbar, und sollte ihm von anderer Seite ein Leid zugefügt werden, so würde sich der ganze Stamm veranlassen fühlen, dafür Rache zu nehmen. Ueber die eigentümlichen Einrichtungen und Sitten der Malsjoren ließe sich noch viel sagen; wir werden ein andermal auf dieses interessante Volkchen zurückkommen.

Albumblatt.

An Helene.

Oft, wenn ich dir ins Auge seh',
Ist's mir, als ob dort blinkten Thränen,
Als ob ein tiefgeheimtes Weh
Durchbebt dich, ein heißes Sehnen.

Du schaust so trübe in die Welt,
So schmal und blaß sind deine Wangen;
Hat nie die Lust dein Herz geschwellt,
War dir der Himmel stets behagen?

O rede, wunderfame Maid,
Und laß mich wissen deine Schmerzen.
Es läßt sich leichter tragen Leid,
Wenn es geteilt von treuen Herzen.

Hans Biermann.

Spanische Tage.

Novellette

von

Gustav Falke.

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen Jahren überraschte mich die Einladung meines Schwagers, an einer seiner Reisen teilzunehmen, die er als Führer eines großen Frachtdampfers in regelmäßigen Fahrten zwischen Rotterdam und den nordspanischen Häfen machte.

Selbstverständlich lehnte ich nicht ab.

Das Neue einer ersten größeren Seereise, fremdes Land und Volk — Spanien, das Land der Romantik — welche Reize für einen jungen, unbemittelten Kunstjünger, der im Dienste der Frau Musica jahraus jahrein im Dunstkreis einer großen norddeutschen Handelsstadt gefesselt war.

Wie lange hatte ich mich nach solchen Wochen köstlicher Freiheit gesehnt, mochte diese Freiheit nun auf den Bergen wohnen, wie der Dichter singt, oder auf dem Meere. Selbst die viel verschrieene Trostlosigkeit der Lüneburger Heide wäre mir armen Sklaven eines ununterbrochenen Stadt-Lebens als Erlösung erschienen. Und nun stieg diese Erfüllung meiner kühnsten Träume verlockend vor meinem geistigen Auge auf.

„Wenn Gott wohl will, dem gibt er in Granada zu essen,“ sagt ein spanisches Sprichwort.

Ich bescheidener Mensch empfand es schon als ein großes Wohlwollen des Himmels, überhaupt nur in Spanien essen zu dürfen.

Entsprachen nun auch nachher die Eindrücke der besuchten nördlichsten Gegenden der schönen Halbinsel nicht den farbenprächtigen Bildern, die meine an Schilderungen südspanischen Lebens genährte Phantasie entworfen hatte, so war doch die Ausbeute an Neuem und Eigenartigem nicht gering und meine Rück Erinnerung an diese ersten spanischen Tage sollte aus mehr als einem Grunde eine nachhaltige bleiben.

Eine vom schönsten Wetter begünstigte fünfstägige Seefahrt hatte uns aus dem wasser- und weidreichen Lande der Mythen unsers südlichen, sonnigen Zieles zugeführt. Nach einem flüchtigen Besuch Santanders dampfte der „Hochfeld“ in mehrstündiger, langsamer Küstenschiffahrt nach Bilbao.

In den schönen, sonnigen Morgenstunden bot sich mir ein herrliches Bild der kantabrischen Berge, die hier mit kurzen, steilen und ungemein zerklüfteten Felsenterrassen zum bischöflichen Meerbusen abfallen. Nur wenige schmale Küstestreifen begünstigen die Anlage kleiner Ortschaften.

Castro-Urdiales grüßte zu uns herüber mit seinem malerisch auf der kleinen Insel Santa Anna gelegenen alten Fort und Leuchtturm, weiterhin Santona, in dessen Ruchthaus jene niedlichen Säckchen aus buntem Stroh geslochten werden, die dem Reisenden als Souvenir in den Verkaufsstellen der Küstenstädte angeboten werden.

Rechts die steile Küste mit ihren zerstreuten kleinen Ortschaften, der eingeschlossenen Enge kleiner Längsthäler, deren Gärten und Felder dem bewaffneten Auge hin und wieder sichtbar wurden, Trümmer von Häusern und Resten aus den wilden Tagen des letzten Karlistenaufstandes, dann und wann ein Stück Drahtseilbahn, an welchem die dem Innern der Berge abgerungenen Erzschätze in Körben ihren Weg aus den hochgelegenen Minen thalabwärts machten, links die grenzenlose Freiheit des Meeres, auf dessen tiefblauer Flut zahlreiche Boote spanischer und französischer Sardinienfischer sich tummelten. Bis zum fernen Horizont konnte man ihre weißen Segel dahingleiten sehen.

Die Barre bei Portugalete passierend, ging der Hochfeld langsam den schmalen Rerion aufwärts, um in Olaviaga, eine Stunde vor Bilbao, vor Anker zu gehen. Hier drängten sich die mächtigen Dampfer — größtenteils Engländer, Deutsche und Franzosen — zusammen, jeder ungeduldig die Stunden zählend, bis er sich, einen seiner Vorgänger ablösend, unter eine der Spouts legen darf, in deren Trichter die hochbelasteten Wagen der Minenbahn ihren Inhalt an rohem Eisen entleeren. Donnernd und prasselnd saust die schwere Masse in den Schiffsräumen. Der rote Erzstaub überzieht alles und macht im Verein mit dem ohrenbetäubenden Getöse den Aufenthalt an Bord während der Arbeitsstunden unerträglich.

den Getöse den Aufenthalt an Bord während der Arbeitsstunden unerträglich.

Nun, wir waren selten genug an Bord; hatte doch mein Schwager vollauf zu thun, meine Neugierde zu befriedigen und mich — soviel es seine Geschäfte erlaubten — umherzuführen.

An der den Ladeplätzen gegenüber liegenden Seite des Flusses, seinen Windungen folgend, zieht sich die Straße von Portugalete und Santurce nach Bilbao hin. Eine Pferdebahn — Tranvia — verbindet die alte Haupt- und Handelsstadt der Provinz mit den an der Mündung des Flusses gelegenen Bädern Las Arenas und Algorta, auf der Hälfte des Weges die kleinen Ortschaften Luchana und San Nicolas passierend.

Eine kleine, niedrige Steinmauer grenzt die Straße gegen den Fluß ab. An ihrer andern Seite erheben sich hohe, zerklüftete Felswände, an deren steilen, spärlich bewachsenen Abhängen Ziegen, auch wohl vereinzelt eine Kuh mit erstaunlicher Geschicklichkeit im Klettern ihrer Nahrung nachgehen.

In Luchana, etwas abgefordert von den wenigen anderen Gebäuden, lag ein kleines, unscheinbares, einstöckiges Haus hart an dem Felsen, fast in diesen eingelassen. Die Besitzerin, eine betagte, doch noch sehr rüstige Frau, hielt hier einen Kramladen offen von allen Dingen, nach welchen von Schiffsvoll und vorüberziehenden Landleuten Begehr sein mochte. Auch ein Glas Wein zu verschlenken hatte sie das Recht erworben und ihr stets wohlgefüllter und sauber gehaltener Laden wurde weniger von gewöhnlichem Volk als von den Kapitänen besucht, die hier ihren Bedarf an allerlei Kleinigkeiten deckten und nebenbei gerne ein Glas Wein oder Limonade zu sich nahmen.

Antonio, ihr Sohn, unterstützte sie thätig in ihrem Geschäft. Die Mutter besorgte mehr den Gemüßkram und den Handel mit dem Landvolk, während die Schiffsgeschäfte ihre immer größere Ausdehnung seiner rührigen Thätigkeit verdankten.

Er war gut Freund mit allen Kapitänen, und wenn ihm einmal die Ohren klangen, so konnte er ohne Ueberhebung sagen, daß man in solchen Augenblicken vielleicht im fernen England, in irgend einer Hafenkneipe Hamburgs oder Götts weiß wo den Antonio und seinen Kramladen lobte. Wenn er bei solchen Reden auch wohl öfter ein schlauer Fuchs genannt wurde, so war das eben auch kein Tadel im Munde von Seeleuten, die gleichfalls sich auf ihren Vorteil gut zu verstehen pflegten.

Und Antonio war nicht nur ein gewandter, er war auch ein ausnehmend hübscher Bursche. Manches Mädchen hegte gewiß in Bezug auf ihn heimliche Wünsche, nicht nur seiner schönen Augen wegen, sondern auch mit einem Seitenblick auf seinen sich mehrenden Wohlstand, der in Anbetracht der grenzenlosen Bedürfnislosigkeit der unteren und mittleren Volksklassen schon etwas Besonderes war.

Sollte ich in Antonios Laden noch manchmal vorsprechen, um ein Gläschen süßen vino tinto oder eine kühlende Limonade zu trinken und mit Mutter Ines spanisch zu radebrechen, so fand sich doch gleichfalls am ersten Tage ein anderes Lokal, wo ich noch festeren Fuß faßte. — Wäre ich eine Jungfrau gewesen, so hätten offenbar Antonios schöne Augen den Sieg davongetragen, nun aber war es Theresia, die den jungen deutschen Musikanten anzog und mit der Antonio, die gute Mutter Ines, ihr süßer vino tinto und ihre immer prächtig kühlende Limonade umsonst rivalisirten.

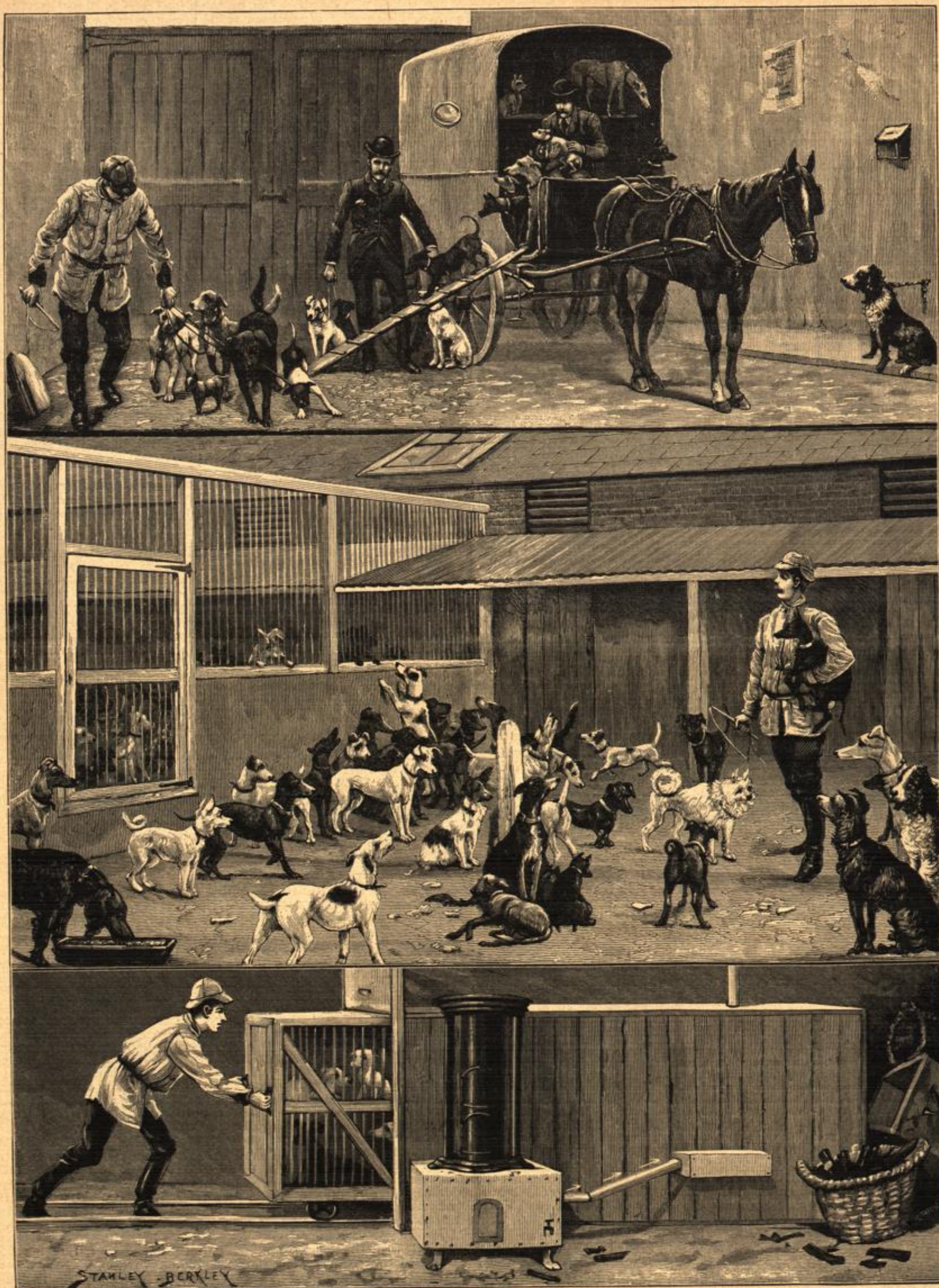
In Bilbao selbst, unweit der Plaza nueva, lag in einem kleinen Seitengäßchen ein deutsches Gasthaus, dessen Wirt ein biederer Pfälzer war.

Sennor Babbe war vor Jahren als Schiffskoch hieher gekommen, hatte sich in eine dunkeläugige Tochter des Landes verliebt, den Seediens quittirt und hier ein Wirtshaus angelegt. Er hatte dabei hauptsächlich auf den an derbere Kost gewöhnten Gaumen der Seeleute gerechnet, denen nicht immer die leichte spanische Kost zusagte. Er hatte sich nicht verrechnet und sein Geschäft gedieh. Doch gaben sich nicht nur die Kapitäne, meistens englischer und deutscher Schiffe, hier ein Rendezvous, auch Bürger der Stadt lehrten gerne bei Sennor Babbe ein, wo deutsche und spanische Küche gleich trefflich bereitet wurde.

Hier lernte ich Theresia zuerst kennen. Sie war eine verwaisete Verwandte der Wirtin und machte sich in der Küche und bei der Bedienung der Gäste nützlich. Sie teilte sich in diese Pflichten mit zwei blonden deutschen Cousinen, Nichten Babbes, deren Versorgung der gutmütige Mann einem in der Heimat sich mühen, kindersegneten Bruder abgenommen hatte.

Gegen das muntere Wesen der beiden drallen Pfälzer-mädel stach das ernste, gemessene Auftreten der südlichen Cousine merkwürdig ab. Theresia war eine echte Tochter Spaniens. Ihre schlanke, feine Gestalt neigte bei dem kaum sechzehnjährigen Mädchen noch nicht zu jener frühreifen Fülle der spanischen Frauen. Das glatte, schwarze, glänzende Haar war in prächtigen Flechten zu einem Knoten auf dem kleinen, zierlichen Kopf vereint. Hinter langen schwarzen Wimpern leuchteten zwei dunkle, echt südliche Augen in ruhigem Feuer. Das Gesicht, von etwas blasser, mehr gelblichem Teint, war gerade nicht von tadellosem Schnitt, aber von ungemein reizvoller Modellierung des Profils.

Der Ausdruck dieses Gesichtes war im allgemeinen der einer höchst gleichmütigen Seelenruhe, ja eine gewisse Herb-



Skizzen aus dem Hundeheim in London (Battersea). (S. 414.)



Die kleine Köchin. Zeichnung von Florence Gravier.

heit war der ganzen anmutigen Erscheinung des Mädchens eigen. Doch konnte ein Lächeln dieses Gesichtes von gewinnendem Liebreiz sein, wenn Theresa auf die freundlichen, harmlosen Redereien eines Gastes einging. Eine so vertraute Annäherung, wie sich die „jeschen“ Genossinnen wohl oder übel von den nicht immer zarten seefahrenden Männern gefallen ließen, wurde ihr gegenüber nicht versucht; sie war eine Art Respektsperson, ohne die Ansprüche einer solchen zu erheben, und ihre Zurückhaltung machte mehr den Eindruck der Bescheidenheit als der Prüderie.

Meinem Schwager schien sie sehr wohlgefällt und auch ich nahm an dieser Auszeichnung verwandtschaftlich teil.

Der erste Eindruck, den Theresa auf mich machte, wurde zwar bald durch manche strahlende, läppige Schönheit verdrängt. Die Reize der spanischen Frauen bestrieten auch mich. Aber jedesmal, wenn wir bei Babbe unser gewohntes deutsches Mittagmahl einnahmen — und das geschah in der ersten Woche täglich — fesselten mich aufs neue die eigenartigen Reize des Mädchens.

Mein Schwager mußte nach Rotterdam zurück und überredete mich leicht, die Wochen bis zu seiner nächsten Rückkehr hier zu verweilen. Er hatte mich in einigen deutschen Familien der Stadt eingeführt, und da ich obendrein ein Logis fand, das meinem Geschmack und meiner Bequemlichkeit entsprach, so waren die Bedenken bald gehoben, die ich anfangs gegen einen alleinigen Aufenthalt in einem fremden Lande hatte, dessen Sprache mir noch nicht geläufig genug war. Hatte doch auch Theresa scherzhaft versprochen, mir in meinen Sprachstudien behilflich zu sein und nur diejenigen meiner Wünsche nach Speise und Trank zu berücksichtigen, die ich ihr auf gut spanisch und ohne Hilfe der Speisekarte vortrug. Wenn der Hunger schon ein guter Koch sei, so würde er wenigstens ein ebenso guter Sprachlehrer sein.

Uebrigens sollte ich auch durch mein erständenes Logis noch näher mit meinem Speisewirt und meiner anmutigen Sprachlehrerin verbunden bleiben.

Senhor Babbe besaß ein Landhaus in den Bergen, wo eine weitere Nichte des offenbar mit weiblichen Verwandten gesegneten Mannes mit einer alten Magd und einem Knechte wirtschaftete. In diesem Landhause hatte mein freundlicher Wirt mir gegen eine geringe Entschädigung ein Logis angeboten und ich war froh, dort oben meiner Neigung nach Isolierung und meinem Bedürfnis nach nervenstärkender Ruhe nachgehen zu können.

Noch vor Abgang des Hochfeld ließ ich meine Sachen hinaufschaffen.

Mein Schwager, der mir persönlich Führer auf dem ihm wohlbekannten Wege zum Landhause und seiner als sehr liebenswürdig geschilderten Bewohnerin sein wollte, wurde durch die sich häufenden Schiffsgeschäfte der letzten Tage hiervon abgehalten. So trug er mir einen Gruß an meine künftige Wirtin auf und überließ mich der Führung Theresas, die gerne diesen mir erwiesenen Dienst mit dem Besuch ihrer einsam hausenden Freundin verband.

Der einstündige Weg zu diesem Landhause war ziemlich reizlos, zumal in dieser heißen, trockenen Sommerzeit, wo alles Grün mit einer gleichmäßigen Schichte grauen Staubes überzogen war. Die Berge, die, vom Fluße aus gesehen, einen mehr wilden und romantischen Eindruck machten, erwiesen sich, von dieser Seite bestiegen, als eine ziemlich sanft aufsteigende Hügelkette, kahl wie die meisten hiesigen Berge, denen Unverstand den einst reichen Holzwuchs geraubt hatte. Den vielfachen Windungen des schmalen Weges folgte, oftmals auf primitive Weise überbrückt, ein Graben mit klarem, rieselndem Bergwasser. Spärliche Gemüselfelder gaben Zeugnis von dem geringen Landbau, der hier getrieben wurde.

Theresa gab freundlich Auskunft über alles. Sie zeigte sich unterrichtet und war gesprächiger, als ich vermutete.

Ich erfuhr durch sie Näheres über meine künftige Wirtin. Sie war die Tochter eines schwäbischen Dorfschulmeisters, eines Schwagers meines Wirtes, und hielt sich hier auf unbestimmte Zeit auf, um ihre schwächliche Gesundheit in dem milden südländischen Klima zu kräftigen.

„Sie ist so gut,“ schloß Theresa ihre lange, ausführliche Erzählung, „und sie weiß so viel, mehr als unsereiner im ganzen Leben lernt.“

„Deine Freundin kommt wohl selten in die Stadt hinunter?“

„Der Peppo holt alles, was sie braucht.“

„Wer ist Peppo?“

„Peppo ist ein Bauernjunge von dem Hofe, den Ihr da sehr rechts am Wege. Er verrichtet Knechtsdienste im Landhause und besorgt die Wege in die Stadt. Martha geht auch wohl einmal selbst, aber dann immer nur bis zur Mutter Ines in Luchana, mit der sie gerne ein wenig redet und sich Neuigkeiten erzählen läßt.“

„Das ist ein gutes Geschäft, das die Mutter Ines da hat! Was?“

„Ja, der Antonio versteht's!“

„Gefällt er Dir auch? — Der muß ein Mann für ein Mädchen sein!“

„Den wollen viele!“

„Gehörst Du am Ende auch zu den vielen?“

„Ca! Was Ihr meint! Mir braucht er nicht zu kommen! — Da wohnt Peppos Vater,“ brach sie leicht hin ab.

Wir waren inzwischen dessen Gehöft näher gekommen. Ein höchst ärmliches Bauernhaus lag recht idyllisch von einigen alten Obstbäumen umgeben. Pflaumen, halbreife

Birnen, Pfirsiche und Feigen von köstlichem Aussehen winkten an vollen Zweigen über eine niedrige, arg zerfallene Lehmmauer.

Ein älterer Mann war vor dem Hause mit der Ausbesserung eines schadhaften Pfluges beschäftigt. Ein jüngerer lud gerade den letzten Korb voller Gemüse und Früchte auf den Rücken seines Maultieres. Ich erkannte Antonio, der mit einem höflichen „buenos dias“ seinen Grauschimmel an uns vorbeitrieb, den Weg bergabwärts einschlagend.

Mir entging nicht, wie er bei seinem Grusse leicht errötete. Da ich mir nicht schmeicheln durfte, einen solchen Farbenwechsel bewirkenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben, so mußte ich die Ursache schon in Theresa suchen, deren Gesichtsausdruck mir während der Begrüßung entgangen war. Doch las ich auch nachträglich nichts aus ihren Zügen.

„Wenn man vom Wolf spricht, so ist er da!“ bemerkte ich.

„Er will ein Lamm,“ spottete sie.

„Und ärgert sich über den Hirten,“ lachte ich.

„Ca! Redet Euch nichts ein, Sennor!“ eiferte das Mädchen. „Das Lamm, welches Ihr meint, braucht keinen Hirten. Und was den Wolf anbelangt — der wird sich wo anders zu Kost bitten müssen.“

„Wölfe pflegen nur ohne viele Bitten und Komplimente zu speisen!“ warf ich ein.

Sie lachte kurz auf.

Das Landhaus von Babbes war erreicht und gab unseren Gedanken eine andere Richtung.

Eine kleine Viertelstunde oberhalb des Bauernhofes lag es auf einer kleinen Anhöhe ziemlich isoliert und in einer auf den ersten Anblick recht nützlichen Umgebung. Eine gut erhaltene Mauer von halber Manneshöhe umschloß das einstöckige Gebäude, das, frisch getüncht, hell in dem vollen Schein der Sonne leuchtete.

Hundegebell empfing uns.

„Ruhig, alter Freund!“ besänftigte das Mädchen einen kräftigen, struppigen Wolfshund, der heftig an seiner Kette riß und sich erst unter den Liebkosungen meiner Begleiterin beruhigte.

Aus dem oberen Stockwerk erschien eine Frauengestalt auf der kleinen Galerie, die an der einen Seite des Hauses sich hinzog und von welcher eine Treppe in den Hof hinabführte.

„Da ist sie!“ rief Theresa. „Hier bringe ich Dir den Senner, der sich hier oben mit Dir langweilen will!“

Meine künftige Wirtin war zu uns herabgekommen und streckte mir zum Willkommen freundlich, aber nicht ohne Befangenheit die Hand entgegen.

„Ich freue mich, daß Sie mir Gesellschaft leisten wollen hier oben,“ sagte sie in echtem schwäbischen Dialekt. „Einsam ist's hier allerdings, aber die Langeweile kehrt doch nur selten ein.“

„So wollen wir ihr von jetzt ab ganz die Thüre verschließen,“ meinte ich.

„So kommt sie zum Schornstein herein,“ lachte Theresa.

„Mache mir den Herrn nicht schon vorher bange,“ schalt die Freundin lächelnd. „Bin ich denn so ein langweiliges Geschöpf, daß man hier oben bei mir auf alle Unterhaltung zu verzichten hätte? — Uebrigens werden Sie nicht oft im Hause sein,“ wandte sie sich an mich, „und Sie werden sich Stadt und Umgebung ordentlich anschauen. Es gibt hier schon genug, um einige Wochen angenehm und nützlich ausfüllen zu können.“

Sie hatte uns unter diesen Worten ins Haus genötigt, dessen Inneres auf den ersten Anblick denselben kalten, unwirtlichen und dürftigen Eindruck machte, wie alle Wohnungen der mittleren und niederen Volksklassen des bedürfnislosen Südens. Aber bald bemerkte ich, daß hier eine deutsche Hand wohlthätig mildernd gewirkt hatte und deutsche Gemüthlichkeit, so gut es gehen wollte, mit spanischer Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu vereinigen versucht hatte.

Die unteren Räume des Hauses waren für die Wirtschaftsbedürfnisse in Besitz genommen. Da befanden sich Küche, Vorratskammer und der Stallraum für eine Kuh und zwei Ziegen. Die Wohnräume lagen im ersten Stock und waren nur von außen über jene Treppe und Galerie zu erreichen.

Das einzige größere Wohngemach war nach spanischer Sitte ausmöblirt, das heißt fast gar nicht. Einige Stühle mit strohgeflochtenem Sitz standen in der Mitte des Zimmers um einen großen, weißgeschuerten Tisch. An den Wänden standen lange, mit einfachen Polstern lose belegte Bänke. Die Wände selbst schmückten zwei Hirschgeweihe, einige Waffen und grellbunte Heiligenbilder. Auch fehlten nicht die Delbilde unseres Kaisers und des Kronprinzen. Bunte, helle Kattungardinen gaben diesem etwas nüchternen Raum ein freundliches Ansehen und die größte Sauberkeit erhöhte den Eindruck der Behaglichkeit.

Uebrigens erfuhr ich bald, daß man einiges aus diesem Raum in das für mich bestimmte Gemach zu meiner größeren Bequemlichkeit hinübergeschafft hatte.

Ich bin von jeher ein anspruchsloser Mensch gewesen und mir behagte es sehr wohl hier oben, ja gerade das Fremde, von welchem man Unbequemlichkeiten für mich besorgte, übte einen besondern Reiz auf mich. Daß ich obendrein so wenig als möglich zu Hause sein würde, war ja ausgemachte Sache. Ich konnte nicht ahnen, daß ich die schönsten Stunden meines spanischen Aufenthaltes hier oben verleben sollte.

Kurze Ausflüge in die nächste Umgebung wechselten mit Besuchen der Stadt, deren bauliche Sehenswürdigkeiten meine Wissbegierde und Schaulust nicht lange rege hielten. Das Umherstreifen auf den sonnigen, lustigen Höhen behagte mir weit besser.

Peppo war mein gewandter Führer, wenn es sich um nicht allzu weite Wege handelte; ausgedehntere Ausflüge machte ich einigemal in Begleitung Antonios, der sich mir mit großer Liebenswürdigkeit zur Verfügung stellte.

Einmal durchstiegen wir die Berge von Naviaga, besuchten die Minen zu Fuß oder durch entzückende Landschaften bergaufwärts fahrend auf einem der leeren Erzwagen, rot vom Erzstaub, schwarz von dem in den vielen, oft langen Tunnels auf uns niederfallenden Kohlendampf der Maschine.

Ein anderesmal ließen wir uns von leichtem Fischerboot aufs Meer hinaustragen und Antonio, der durch seinen Verkehr mit dem Schiffsvolk fremder Sprachen ziemlich mächtig war, konnte mich auf das angenehmste dabei unterhalten.

Bei einem solchen vertrauten Verkehr konnte es nicht ausbleiben, daß sich unsere Unterhaltung auch einmal um Theresa drehte und er mir kein Hehl mehr aus seiner Leidenschaft für das Mädchen machen konnte.

Fast hätte ich's einmal durch meine Redereien mit ihm verborgen, wenn nicht meine Bereitwilligkeit, seinen Wünschen förderlich zu sein, ihn wieder verführt hätte. Allerdings wies er stolz mein Angebot als Freiverber und Fürsprecher zurück, schien sich aber doch im stillen der Hoffnung hinzugeben, in mir einen nützlichen Beförderer seiner Pläne zu haben.

Meinen Einwand, ob er denn über Theresas Gefühle im klaren sei, wies er mit den Worten zurück: „Ich liebe sie und sie muß mein werden!“ — und das klang ungefähr wie „tot oder lebendig“.

Theresa hatte uns inzwischen öfter im Landhause besucht. Immer gleich in ihrem Wesen, übte das Mädchen stets denselben wohlthuenden Einfluß auf mich aus. Nur fiel mir hin und wieder auf, daß ihre großen dunklen Augen manchmal mit längerem fragendem Blick auf mich ruhten. Sie wußte von meinen häufigen Ausflügen mit Antonio und schien mich ausforschen zu wollen, trotzdem sie den von mir gebotenen Gelegenheiten hiezu geflissentlich auswich.

Sprachen wir einmal von Antonio, so geschah's von ihrer Seite immer in höchst gleichgültigem Ton. Doch entging mir nicht, daß sich hier ein kleiner Roman abspielte, dessen Entwicklung noch manches interessante Kapitel bringen mochte.

„Sie sind beide Starrköpfe,“ sagte meine Wirtin in Bezug auf die jungen Leute, „und es wird nichts aus Antonios Wünschen werden. Schade! — Er verdiente schon so ein Mädchen und sie könnte keinen braveren Burtschen finden in der Gegend. Aber wenn sie ihn nicht liebt, wird sie sich ihn nicht aufdrängen lassen. Antonio wird klug sein schließlich und sie laufen lassen.“

„Er hat schon einmal um sie angehalten?“

„Sie wick ihm damals aus. Sie dachte noch nicht ans Heiraten, sie wäre noch jung und könnte warten.“

Jung war sie noch. Bei uns saßen die Mädchen in den Jahren oft noch auf der Schulbank. Das Warten schien ihr auch nicht schwer zu werden. Trotzdem verbarg sich bei diesem jungen Mädchen hinter einem ruhigen, bescheidenen Benehmen ein heißes, leidenschaftliches Temperament.

Wenn wir in schönen mond hellen Nächten oft noch lange im Garten des Landhauses zusammensaßen, ließ ich wohl meine Geige einmal erklingen, die mir wie immer, so auch auf diesem spanischen Ausflug eine treue Begleiterin war.

(Schluß folgt.)

Eine Hundehimal.

(Bild S. 412.)

„Welch barbarische Behandlung eines fast mit Menschenverstand begabten Tieres!“ und: „Nieber tausende toter Hunde, als ein einziges gefährdetes Menschenleben!“ so tönen die Schlußtrübe der beiden Parteien, der Hundebesitzer und ihrer Gegner, in England und vornehmlich in dessen Metropole sich entgegen, seit die das Halten von Hunden betreffende „Parlamentsakte“ am 10. Dezember vorigen Jahres in Kraft getreten ist.

Wohl ist es begreiflich, daß gerade in England eine Verordnungs, welche auf rein polizeilichem Wege schon in vielen Städten des Kontinents längst eingeführt ist, so viel Staub aufwirbelt, denn nirgends wird die Zucht reiner Hunderrassen mit größerer Sorgfalt als Sport gepflegt, als in diesem Lande, nirgends werden zu verschiedenen Verrichtungen solch verschiedene, meist außerordentlich wertvolle Gattungen von Hunden, vom Ringchart bis zum Blood-hound, gehalten als dort. Daß aber die Parlamentsakte (30. und 31. of Victoria, Kapitel 134, Section 18) nichts so ganz Absonderliches enthält, davon dürfte ihr Wortlaut den Leser überzeugen: „Jeder Hund, der auf der Straße sich befindet, muß an der Leine geführt werden oder mit einem Beistellbengel versehen sein.“ Mit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes ist die Polizei beauftragt, jeden Hund, auf den diese Bestimmung nicht zutrifft, einzufangen, drei Tage in Verwahrung zu nehmen, und falls er innerhalb dieser Zeit von seinem Eigentümer nicht reklamiert wird, zu verkaufen oder zu töten. Zwar war früher schon die Polizei ermächtigt gewesen, auf erfolgte Klage: „Hunde, welche einen Menschen gebissen oder zu beißen versucht hatten, töten zu lassen“, allein mehrfach vorgekommene Fälle von Wasserhunden bei Hunden in London haben nun zu dem absoluten Beistellbengelzwang geführt.

um keine Gelegenheit mehr zu solcher Aufregung zu bieten, wie sie regelmäßig nach dem Ausbruch einer Epidemie von Hundstout stattfindet.

Was ist nicht schon alles für und wider den Beißkorbzwang gesprochen und geschrieben, wie viele tausende von Gründen sind schon angeführt worden? Richtig ist: absolute Sicherheit gegen Biß gewährt nur ein dieses zur reinen Unmöglichkeit machender Maulkorb; ebenso sicher aber ist, daß, da er dem Hunde auch die völlig freie Bewegung benimmt, er auf die Gesundheit des Trägers nachteilig wirkt; nimmt man aber dem Hunde im Hause den Beißkorb ab, so ist dadurch, daß niemand im Stande ist, dafür einzustehen, daß der Hund nicht doch durch einen Zufall das Freie gewinnt, die Gefahr wieder heraufbeschworen, abgesehen von der Möglichkeit des Beißen im Hause.

Der praktische Engländer aber richtet sein Hauptaugenmerk, nachdem eben einmal das Gezeig zu Recht besteht, darauf: wie ist demselben eine allzu große Härte zu benehmen und unseren Lieblingen, den Hunden, zu helfen.

Schon seit langen Jahren besteht nun in London, Battersea-road, eine „Hundeshäuser“ zu vorübergehender Aufbewahrung von verlaufenen und Hunger leidenden Hunden, welche eben erst ihren vierundzwanzigsten Jahresbericht herausgegeben hat, jetzt aber durch die neue Verordnung und die in deren Folge in London massenhaft ausgefangenen Hunde geradezu in den Vordergrund gedrängt wird und wohl der Nachahmung wert wäre.

Das musterhaft verwaltete Institut steht unter dem Protektorat des Prinzen von Wales und des Herzogs von Cambridge; im Vorstand und Verwaltungsrat fungieren Persönlichkeiten der höchsten Gesellschaftskreise. Ein ständiger Sekretär und ein Veterinärarzt überwachen den Betrieb, zu welchem noch eine namhafte Anzahl von Wärtern, die sämtlich sich trefflich auf die Behandlung und Pflege der Hunde verstehen, angestellt ist, so daß jede Krankheit von ihnen sofort erkannt wird und namentlich ein Fall von beginnender Wut ihnen nicht entgehen könnte. Von dem Umfang der Geschäfte der Anstalt, in welche sämtliche von der Polizei eingefangenen Hunde ausnahmslos eingeliefert werden, geben Zahlen den besten Begriff. Im letzten Jahre wurden nämlich in die Heimath 21,614 Tiere aufgenommen, in den ersten vier Tagen nach Anwendung der neuen Verordnung 1499. Die mildernde Maßnahme besteht aber der polizeilichen Verordnung gegenüber darin, daß die Anstalt Hunde mit Halsband nicht drei, sondern fünf Tage verwahrt, ehe sie weiter über dieselben verfügt.

Unter Bild nun zeigt oben die Aufnahme neuer Ankömmlinge, in der Mitte die Hölle, in welchen die Pfleglinge sich frei bewegen können, und unten die Art und Weise, wie Hunde in der schmerzlosesten Weise, entsprechend der ganzen Behandlung, in der Anstalt getötet werden, falls ihr vollständig heruntergekommener Zustand es nicht ermöglicht, sie zu verkaufen, was wiederum nur an anständige Käufer geschieht. Der Mechanismus ist ein sehr einfacher; er besteht aus einem vollkommen luftdicht schließenden Kasten, welcher nur nach einer Seite hin mittels einer Schieberklappe geöffnet und verschlossen werden kann. Mit diesem Kasten steht mittels einer Gasröhre ein Ofen in Verbindung, in welchem eine aus Chloroform und Kohlenoxydgas bestehende Gas Mischung erzeugt wird. Die zu tödenden Tiere werden nun in fahrbaren Käfigen in den Kasten verbracht, dieser geschlossen, die erzeugten Gase in denselben übergeleitet, und in drei bis vier Minuten haben sie ihren schmerzlosen „Todeschlaf“ in den Chloroformdämpfen beendet; das Entweichen der Gase geschieht mittels einer besonderen Abzugsröhre. So ist dafür gesorgt, daß sogar die zum schlimmsten Schicksal verurteilten Pfleglinge der Anstalt diesem unbewußt auf die mildeste Art zugeführt werden.

G. Fischer.

Franz Lenbach.

(Portrait S. 416.)

Franz Lenbach, der sich den Ruf eines der berühmtesten Porträtmaler der Gegenwart erworben hat, darf nicht unerwähnt bleiben, wenn man vom Grafen Schack und dessen Gemäldegalerie spricht. Im sechzigsten Heft brachten wir Biographie und Bild des ausgezeichneten Dichters und Kunstförderers — das Portrait war nach einem Gemälde Lenbachs geschnitten — und heute wollen wir den großen Maler im Bild selbst vorführen. In Lenbachs Lebenslauf erblicken wir den Beweis, daß wirklich große und bedeutende Talente sich aus dem Dunkel und Nichts doch hervorarbeiten. Freilich gehört ein Lächeln des Glückes, der Göttin Fortuna dazu und dies ward dem Maurerlehrling von Schrobenuhnen in Oberbayern, als der Tiermaler Hofner einige Zeichnungen des dörflichen Maurers erblickte. Hofner erkannte sofort das schöne Talent Lenbachs und förderte ihn weiter. 1855, neunzehn Jahre alt, — er war 1836 geboren — ging er nach München und trat in Pilotys Atelier ein. Mit dem Meister brachte er zwei Monate in Rom zu, dann lebte er wieder in Schrobenuhnen, mit der Darstellung von Tierbildern und Landschaften beschäftigt. 1858 wurde er an die Kunstschule nach Weimar berufen. Einen einflussreichen Gönner fand Lenbach an dem Grafen Schack, der des jungen Malers wunderbares Talent, alte Meister zu kopieren, erkannte und ihn mit dem Auftrag, für seine Galerie die berühmtesten Gemälde zu kopieren, noch zwei Jahre lang in Italien, Spanien und Marokko reisen ließ. 1870 richtete sich Lenbach ein luxuriöses Atelier in München ein und nun begann seine Glanzperiode. Er malte bewundernswürdige Porträts des deutschen Kaisers, Bismarcks, Moltkes, Porträts von Richard Wagner, Heyke, Döllinger und so weiter, die alle ausgezeichnet sind durch Schärfe der Auffassung und prachtvolles Kolorit. Lenbach vereinigt in seiner Porträtkunst den Glanz der Farbenpracht der alten Venetianer mit dem düster-poetischen Halbdunkel Rembrandts. In der Anwendung des letzteren geht er manchmal zu weit, so daß seine Köpfe hier und da aussehen, wie von zweihundert Jahre alten Gemälden stammend. Trotz dieser Eigentümlichkeit müssen wir Lenbach als eine der merkwürdigsten Künstlererscheinungen und den genialsten Porträtmaler unserer Tage erkennen. In neuester Zeit schuf der Meister ein Aufsehen erregendes Bild des Papstes Leo.

Sinnspruch.

Alle wissen guten Rat,
Nur der nicht, der ihn nötig hat.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Moritz Wurm stellte die Arzneiflasche auf den Tisch und neigte sich über das kleine Bett, das in einer Ecke des Gemachs stand. Lange ruhte sein Blick auf dem bleichen, noch im Tode lächelnden Antlitz des Kindes, dann ließ er sich mit einem tiefen Seufzer auf einen Stuhl niedersinken.

„Ihm ist wohl, wir aber werden das kleine Wesen schmerzlich vermissen,“ klagte er. „Wenn ich auch dieses Ende vorausah, so habe ich mich dennoch so sehr wie möglich beeilt.“

„Machen Sie sich keinen Vorwurf!“ unterbrach Minna ihn, indem sie langsam näher trat, „Sie haben mir so treu und selbstlos zur Seite gestanden, wie es wohl kein anderer Mensch gethan haben würde. Und auf das Ende war ich auch gefaßt, ich las in den Augen des Arztes, daß wir nicht mehr auf Genesung hoffen durften.“

Moritz Wurm sah ihr zu, wie sie das kleine, erstarrte Antlitz noch einmal küßte und dann das weiße Linnen darüber deckte.

„Kam es plötzlich?“ fragte er.

„Plötzlich,“ nickte sie, „es war ein sanfter Tod, kein langes Ringen und Kämpfen. Den letzten Blick werde ich nie vergessen, es war, als ob das Kind gewußt habe, daß es nun für immer Abschied von mir nehmen müsse!“

„Und sein Vater kann sich nun den Vorwurf machen —“

„Reden wir nicht von ihm, Moritz!“ fiel sie ihm mit einem bittenden Blick in die Rede. „Mag er seine Lieblosigkeit vor seinem eigenen Gewissen verantworten, wenn er diesem strengen und gerechten Richter Schweigen gebieten kann, wir wollen angesichts dieser kleinen Leiche nicht urteilen über ihn. Der liebe Gott hat uns ja einen guten Herrn geschenkt, der uns in der Pflege des Kindes freudig und reichlich unterstützte.“

„Und das meiste haben Sie allein gethan! Sie haben Ihre Zeit und Ihre Nachtruhe geopfert —“

„Auch davon wollen wir nicht reden!“

„Weil wir es nicht können, denn ich fände nicht Worte genug, Ihre Aufopferung zu schildern.“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund, und wie ihre Blicke sich nun begegneten, sprach aus den Augen beider eine stiller, unsagbar inniger Liebe.

„Kein Wort weiter!“ bat sie, „wir haben beide gethan, was wir thun konnten, und damit erfüllten wir nur die Pflichten, die jedem Menschen auferlegt sind.“

Moritz Wurm nickte zustimmend, sein Blick folgte voll Trauer dem schlanken Mädchen, das einigemal durch das Zimmer wanderte und dann am Fenster stehen blieb.

„Es ist nicht das allein, Minna,“ brach er nach einer langen Pause das Schweigen, „der Tod des Kindes hat auch das Band gerissen, das uns aneinander fesselte.“

„Wie wäre das möglich?“ fragte sie bestürzt, ihm das erbleichende Antlitz zuwendend.

„Ich frage Sie selbst, dürfen wir nun noch so frei mit einander verkehren, wie es bisher geschehen ist? Bis zur Beerdigung des Kindes vielleicht, dann aber hat's ein Ende!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte das Mädchen erregt. „Ich sollte nun den einzigen Freund, den ich habe, auch noch verlieren?“

„Verlieren? Nein, Minna, Sie wissen ja nur zu gut, daß mein armes Herz für Sie schlagen wird, so lange ich lebe! Verlieren können Sie den Freund nicht, das ist unmöglich! Aber so lange das Kind lebte, durfte ich immer hier eintreten, im ganzen Hause wußte man ja, wie lieb ich das kleine Wesen hatte, das jeden Tag zu mir kam und in meinem Zimmer spielte. Was aber wird man sagen, wenn ich auch jetzt noch meine täglichen Besuche fortsetze?“

„Was kümmert uns das Gerede der Leute!“

„Nichts, die Stiche der bösen Zungen werden mir keinen Schmerz bereiten, aber Ihren guten Ruf darf ich ihnen nicht aussetzen, dafür habe ich Sie zu lieb. Da werde ich mich wohl nach einer andern Wohnung umschauen müssen, denn Band an Band mit Ihnen zu wohnen, Sie nicht täglich sehen und mit Ihnen nicht plaudern zu dürfen, das halte ich nicht aus. Wohne ich in einem andern Hause, so werde ich's leichter überwinden, ich komme dann in jeder Woche einmal zu Ihnen, darin wird die böse Welt nichts Schlimmes finden können.“

„Und was ich dabei verliere, darauf nehmen Sie keine Rücksicht?“ fragte Minna verwirrt.

„Was Sie verlieren, Minna? Nichts, ich bleibe Ihnen ja der treue Freund, der ich Ihnen bisher war, ich will nur verhindern, daß auf Ihre Ehre ein Makel geworfen werden kann. Wenn Sie ruhig darüber nachdenken, so werden Sie mir recht geben müssen, und glauben Sie mir, Ihnen kann die Trennung nicht schmerzlicher sein, als sie es mir ist.“

Minna stand in Nachdenken versunken, sinnend schweifte ihr Blick durch das Fenster hinaus in die Ferne.

Endlich kam sie langsam näher, sie legte beide Hände auf die Schultern des kleinen Mannes und schaute mit einem wehmütigen und dennoch frohen Lächeln auf ihn hinunter.

„Sie sind ein böser Mann, Moritz,“ sagte sie leise, „Sie wollen mich zwingen, denn Sie wissen sehr wohl, daß ich in diese Trennung nicht willigen werde, weil ich es nicht kann. Wollen Sie denn mich dieses Mädchen wirklich zur Frau haben?“

Er hatte das Haupt erhoben, Glück und Freude leuchteten aus seinen treuen Augen, seine Arme schlangen sich fest um ihre schlank Taille.

„Ob ich es will, Minna?“ erwiderte er mit bebender Stimme. „Wie oft schon habe ich es Dir gesagt, daß ich Tag und Nacht nur an Dich denke! Das höchste Glück meines Lebens suche und finde ich nur an Deiner Seite.“

„Still, still!“ flüsterte sie, indem sie sich zu ihm niederneigte. „Du lieber, guter Mann, Du weißt ja nicht, wie unsagbar groß mein eigenes Glück ist. So wollen wir denn in unserer Armut auf Gott und auf unsere fleißigen Hände vertrauen, und kommen schwere Tage, so wird unsere Liebe sie überwinden helfen.“

Er zog sie nieder auf seine Kniee, der erste Kuß weichte den Herzensbund für Zeit und Ewigkeit. Und als sie aus dem ersten Kuß ihres Liebesglücks erwacht waren, begannen sie Lustschlösser für die Zukunft zu bauen.

Eine kleine Summe Geldes hatte Moritz Wurm erspart, er wollte nun ohne Verzug sich nach einer geräumigen Wohnung umsehen, in der er nicht nur den eigenen Herd errichten, sondern auch einen und später mehrere Gehilfen beschäftigen konnte.

Das einfache Mobiliar, das sie besaßen, genügte vorläufig, sie wollten bescheiden anfangen, ging das Geschäft gut, so konnten sie im Laufe der Zeit ihre Wohnräume hübscher ausstatten, und in dieser Beziehung hegte der kleine Mann die besten Hoffnungen, er war bei seinen Kunden beliebt, und seine solide, geschmackvolle Arbeit konnte ihm nur zur Empfehlung dienen.

Und Minna wollte ebenfalls arbeiten, sie konnte ja damit auch noch manchen Thaler verdienen, aber dagegen protestierte ihr Verlobter sehr energisch, ihm allein sollte die Arbeit überlassen bleiben, und so entstand schon der erste kleine Streit zwischen den beiden, der mit einem Veröhnungskuß beendet wurde.

An diesem Mittag speisten die beiden gemeinschaftlich; wohl schweiften die Blicke noch manchmal voll Trauer und Wehmüt zu dem kleinen Bettchen hinüber, aber der Schmerz war bereits gemildert, er fand die beste Linderung in dem Bewußtsein, daß dem Kinde nun viel Trübsal erspart blieb, die es voraussichtlich erwartet hätte.

Auch darüber plauderten sie lange und sie verhehlten sich dabei nicht, daß ihnen das Kind im Laufe der Zeit doch eine drückende Last geworden wäre und daß sie für alle ihre Sorge und Aufopferung vielleicht keinen Dank geerntet hätten.

„Wir müssen uns damit bescheiden, daß alles, was Gott thut, wohlgethan ist,“ sagte Moritz Wurm am Schluß dieser Betrachtungen, die eine ernste Stimmung hervorgerufen hatten; „er allein weiß ja, was zu unserem Besten dient. Nun aber will ich ausbrechen und dem Herrn Grafen von Ellern den Tod des Kindes melden, wir sind ihm diese Rücksicht schuldig; ist dies geschehen, so ordne ich alles Nötige für die Beerdigung.“

„Für die Kosten des Begräbnisses sind die Mittel noch vorhanden,“ erwiderte Minna, „nimm keine Unterstützung weiter, wenn der Herr Graf sie Dir anbieten sollte.“

Der kleine Mann schüttelte den Kopf und nahm mit einer zärtlichen Umarmung von seiner Braut Abschied, dann schritt er der Thüre zu, aber er hatte sie noch nicht erreicht, als sie nach kurzem Anklopfen geöffnet wurde und Graf Ellern eintrat.

In den verstörten Mienen, mit denen die beiden ihn empfingen, las er sofort, welche Nachricht ihn erwartete.

„Das Kind ist tot?“ fragte er bedauernd.

„Heute vormittag gestorben,“ erwiderte Wurm, während Minna dem Grafen einen Stuhl anbot, „ich wollte gerade jetzt zu Ihnen gehen.“

„Wegen des Begräbnisses? Verfügen Sie nur über meine Kasse.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn wir diesmal Ihr gütiges Anerbieten ablehnen,“ sagte Minna leise, „Sie haben uns so reichlich unterstützt, daß wir noch genügende Mittel besitzen, um jene Kosten zu bestreiten, und es bleibt uns jetzt nur übrig, Ihnen recht herzlich zu danken für alle Ihre Güte und Teilnahme.“

„Ich wollte nur, meine geringe Hilfe hätte dem Kinde das Leben erhalten,“ entgegnete Graf Ellern mit einer ablehnenden Handbewegung, „indessen, es war wohl besser, daß es so gekommen ist. Der Vater des Kindes hat wohl noch immer nichts von sich hören lassen?“

„Nein, Herr Graf,“ antwortete Wurm, „wenn sein Gewissen nicht ganz verknöchert ist, so wird es doch noch einmal erwachen und ihm Vorwürfe machen.“

„Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß dieser Baron von Feldern nicht derselbe Herr sein könnte, dessen Purtsche Sie gewesen sind?“

„O gewiß, aber wenn man das auch vermuten darf, behaupten kann man es nicht! Der Herr Oberst von Feldern hat seinen Neffen wieder erkannt, da müssen ja alle Zweifel schweigen!“

„Der Herr Oberst von Feldern kann sich ja auch täuschen. Wohnt in diesem Hause ein Herr Karl Ganter?“

„Ja wohl, Herr Graf.“

„Darf ich Sie bitten, nachzusehen, ob er zu Hause ist? Sie kennen wahrscheinlich den Herrn?“

„Ich bin mit ihm befreundet.“

„Dann möchte ich Sie bitten, ihm zu sagen, daß ich einige Worte mit ihm allein zu reden wünsche.“

Moritz Wurm ging hinaus, er fand Ganter vor dem Schreibtisch und es befreundete ihn, daß dieser nicht die mindeste Ueberraschung zeigte, als ihm der hohe Besuch angemeldet wurde.

„Ich weiß schon, weshalb der Herr kommt,“ sagte Ganter ruhig, „wenn Sie ihm und mir einen Gefallen erzeigen wollen, so führen Sie ihn hieher.“

„Sie haben mir früher nie gesagt, daß Sie mit dem Herrn Grafen von Ellern bekannt seien,“ erwiderte Wurm erstaunt.

„Muß ich Ihnen denn von allem, was mich betrifft, Rechenschaft geben?“

„O nein, aber Sie wußten doch, daß der Herr Graf sich des Kindes angenommen hat.“

„Fürchten Sie, daß ich ihn abhalten könnte, das auch ferner zu thun?“

„Gewiß nicht, außerdem bedarf das Kind keiner Unterstützung mehr.“

„Es ist tot?“

„Es ist alles so gekommen, wie Sie es heute mittag voraus sagten,“ erwiderte Moritz Wurm mit verständnisvollem Lächeln, „das Kind ist gestorben und Fräulein Minna Lenders hat eingewilligt, meine Gattin zu werden.“

„Ah, dann gratulire ich von Herzen!“ sagte Ganter, indem er rasch auf den kleinen Mann zutrat und ihm die Hand schüttelte; „das war das Vernünftigste, was sie beide thun konnten. Wenn Sie auch meiner Schwester die überraschende Nachricht mitteilen wollen, sie ist mit ihrem Verlobten nebenan.“

„Später, ich bringe Ihnen jetzt den Herrn Grafen!“

„Gut, mein Bruder und seine Braut werden auch heute nachmittag kommen, es ist ja Sonntag, da pflegt meine Familie hier zusammen zu kommen.“

„Es wird nicht lange mehr dauern, so



Franz Lenbach. (S. 415.)

ist auch Ihre Braut in diesem Familienkreise,“ scherzte Wurm.

„Das werden Sie schwerlich erleben, ich heirate nicht, denn eine Frau würde mich in meinen Geschäften nur stören und hindern.“

Moritz Wurm lehrte zum Grafen zurück, er führte ihn in das Zimmer Ganter's; Graf Ellern versprach ihm, Abschied von ihm zu nehmen, bevor er das Haus verlasse.

In Gedanken versunken wollte er wieder in das Zimmer Minnas eintreten, als sein Blick auf eine hohe Gestalt fiel, die eben in den halbdunklen Korridor einbog.

Er blieb stehen, er glaubte den Baron von Feldern zu erkennen.

„Wohnt hier ein Herr Ganter?“ fragte eine senore Stimme.

Der kleine Buchbinder fuhr zusammen, das war die Stimme seines früheren Herrn, er erkannte sie augenblicklich wieder, rasch ging er dem Herrn entgegen, seine Ueberraschung wuchs, als er nun vor ihm stand.

Das war der wirkliche Freiherr Franz von Feldern, etwas verändert durch den langen Bart und die dunkle Gesichtsfarbe, aber gleichwohl unverkennbar.

„Träume oder wache ich?“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Sie sind der Herr Baron von Feldern, wer aber ist nun der andere?“

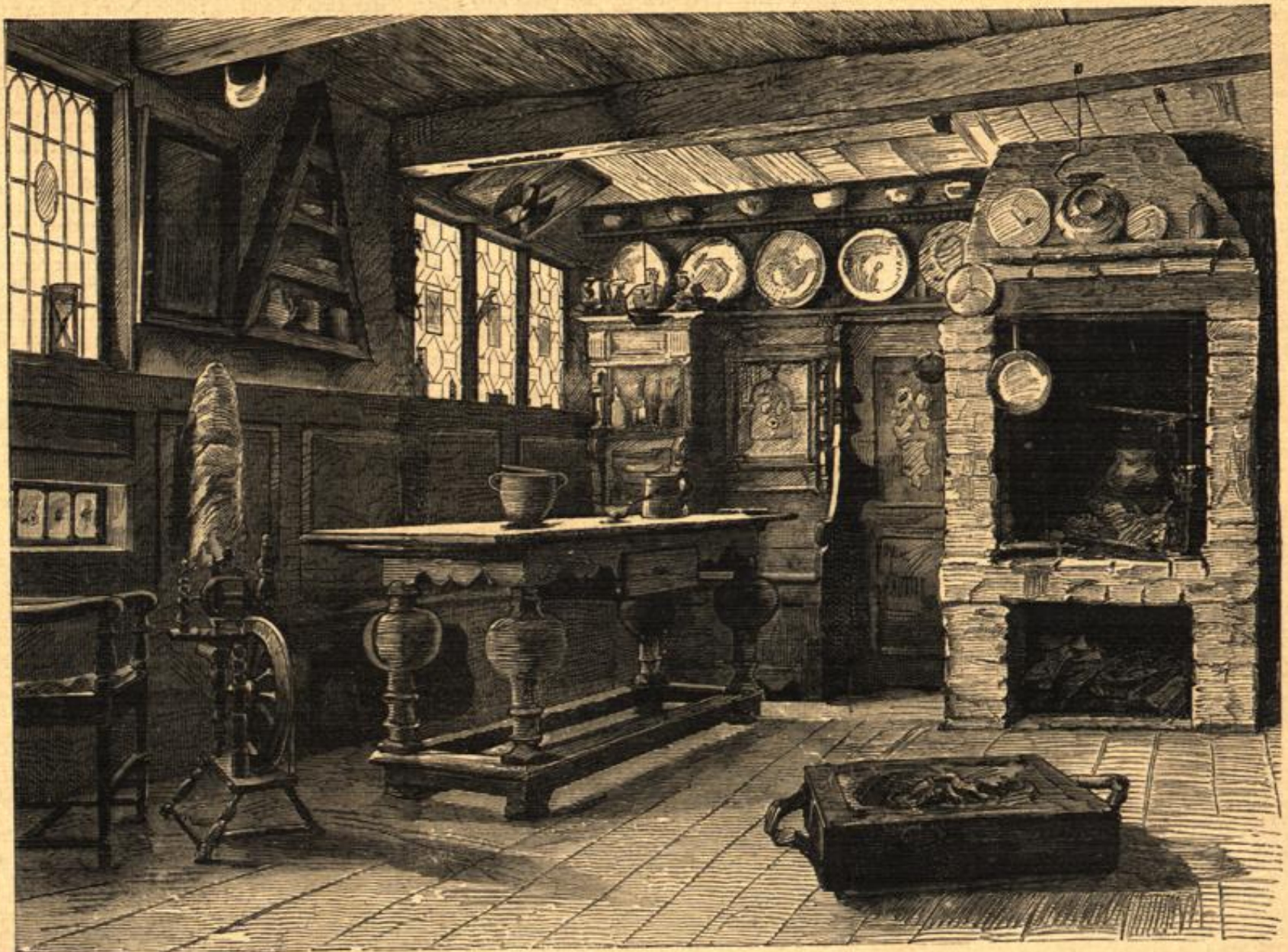
„Und Sie sind mein alter, treuer Moritz!“ erwiderte der Baron, ihm die Hand bietend, „mich freut's, Sie wieder zu sehen!“

„Wer ist der andere?“ wiederholte Wurm, der den Blick nicht von ihm wenden konnte.

„Der Betrüger, der hier unter meinem Namen weilt? Haben Sie ihn gesehen und mit ihm geredet? Sieht er mir so ähnlich, daß ich mit ihm verwechselt werden kann?“

„Ja freilich, das heißt, nicht so ganz, aber — mein Gott, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!“

Moritz Wurm hatte das Zimmer Minnas geöffnet, der Baron trat ein, sofort erkannte er die Schwester seiner einstigen Braut



Norwegische Bauernstube. Zeichnung von Karl Jensen. (S. 418.)



In den albanesischen Bergen. Zeichnung von M. Ottenfeld. (S. 411.)

wieder, ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht, als sie vor ihm zurückwich und die Hand verschmähte, die er ihr anbot.

„Habe ich in Ihren Augen mich so schwer an Ihrer Schwester vergangen, daß Sie mir nicht vergeben können?“ fragte er.

„Das vergab ich Ihnen längst,“ erwiderte sie, indem sie an das Bettchen trat und das Antlitz der kleinen Leiche enthüllte. „Ich war bei Ihnen, um Sie daran zu mahnen, daß Ihre Pflicht Ihnen gebiete, sich Ihres Kindes anzunehmen, Sie ließen mich nicht vor, nun ist das Kind tot.“

„Halt ein, Minna!“ rief ihr Verlobter bestürzt. „Der Herr, bei dem wir waren, ist nicht der Baron von Feldern, sondern ein Betrüger, hier steht der wirkliche Herr Baron.“ Franz von Feldern beugte sich über das Bettchen, sein Blick ruhte schmerzhaft auf dem erstarrten Antlitz.

„Das ist das Kind Theresens?“ fragte er leise.

„Und Ihres,“ erwiderte Minna leise. „Als Theresen gestorben war, nahm ich mich der Waise an, in meinen Armen ist es gestorben. Wenn ich vorhin Ihnen unrecht gethan habe, so geschah es ohne mein Verschulden, ich konnte ja nicht wissen, daß —“

„Daß ein anderer hier meinen Namen mißbrauchte, um sich der Hinterlassenschaft meines Onkels zu bemächtigen,“ unterbrach der Baron sie mit vibrierender Stimme, während er mit der Hand langsam über seine Augen fuhr. „Aber glauben Sie mir, so wenig, wie Sie das wußten, hatte ich eine Ahnung von der Existenz dieses Kindes. Ich war bereit sehr leichtfertig, Sie werden sich erinnern, daß meine Verlobung mit Theresen auch dazu beitrug, mich zum Austritt aus der Armee und zur Auswanderung zu zwingen. Ich will keinen Stein auf Ihren Vater werfen, er ruht im Grabe, aber ich darf wohl behaupten, daß manches anders gekommen wäre, wenn er auf die Ehre seines Namens und die Zukunft seiner Kinder mehr Rücksicht genommen hätte. Und wenn Theresen oder Sie mir die Geburt dieses Kindes angezeigt hätten, so würde ich die Mittel zu seiner Erziehung gerne geschickt haben, aber da ich von seiner Existenz nichts wußte, so —“

„Ich glaube Ihnen, vergeben Sie mir!“ bat Minna, ihm in die Rede fallend. „Ihrem Kinde hat es an sorgfamer Pflege nicht gefehlt; Moritz, mit dem ich mich heute verlobt habe, stand mir darin treu und selbstlos zur Seite, er ist ein guter, edler Mensch. Wenn das Kind dennoch gestorben ist, so lag die Schuld nicht an uns, auch nicht an einem Mangel dessen, was es zur Verlängerung seines Lebens bedurft hätte, denn in den letzten Wochen hat der Herr Graf von Ellern uns reichlich unterstützt, es war immer gut und freundlich.“

„Graf Ellern?“ unterbrach der Baron sie rasch. „Steht er noch hier in Garnison?“

„Nein, er ist schon längst Gutsbesitzer,“ antwortete Wurm, „er weilt seit einigen Wochen hier, augenblicklich ist er bei demselben Herrn Santer, den Sie besuchen wollen.“

„Wer ist dieser Herr Santer?“

„Beamter der geheimen Polizei!“

„Ah, nun wird mir klar, weshalb er nach London wegen der Photographie schrie,“ sagte der Baron, der inzwischen das Kissen wieder über die kleine Leiche gedeckt hatte. „Ich begreife nicht, daß der Betrüger hier alle düpiert konnte, meine Familie, meinen früheren Diener und meine Freunde! Wenn die Geheimpolizei schon Verdacht gegen ihn hegte, dann mußten doch die Personen, die mich so genau kannten, sogleich den Betrug durchschauen.“

„Ja, ich begreife das jetzt auch nicht,“ erwiderte Wurm kopfschüttelnd, „aber ähnlich ist er Ihnen, und wir hatten seit vielen Jahren Sie nicht mehr gesehen. Dann trat er auch so sicher auf, daß niemand an einen Betrug glauben konnte, und Vermutungen durfte man nicht aussprechen, so lange man keine Beweise besaß.“

„Er ist noch hier?“ fragte der Baron.

„Er wohnt im Hause Ihres verstorbenen Herrn Onkels, und er führt dort das Leben eines Einsiedlers. Er verkehrt mit niemand, außer mit seiner, oder richtiger gesagt, Ihrer Familie; die früheren Freunde werden gar nicht vorgelassen. Man sagt, er werde sich mit Fräulein von Feldern, der Tochter des Herrn Obersten, verloben, und diese Verlobung solle den Erbschaftsprozess beenden.“

„Der ist also noch nicht beendet?“

„Nein, der Herr Oberst verlangt die Hälfte des Nachlasses und er beharrt hartnäckig bei dieser Forderung, die ihm die Mittel zur Tilgung seiner Schulden verschaffen soll. Ich vermute, Santer kann Ihnen darüber bessere Auskunft geben als ich.“

„Ja, ja,“ sagte der Baron rasch, indem er sich erhob, „ich will zu ihm hingehen und mit ihm darüber beraten!“

„Sie werden doch den Betrüger verhaften lassen?“

„Natürlich, seiner Strafe soll er nicht entgehen. Aber ich muß zuvor wissen, wie die Dinge hier liegen, und dann auch Rücksicht auf meine Familie nehmen, die vielleicht mit dem Abenteuer schon enger liiert ist, als Sie vermuten.“

Er warf noch einmal einen Blick auf das Bettchen, dann trat er zu Minna, der er beide Hände bot.

„Wir werden uns wiedersehen, sobald diese Angelegenheit geordnet ist, die mich einstweilen ganz in Anspruch nimmt,“ sagte er in herzlichem Tone. „Nehmen Sie meinen Dank für alles, was Sie an meinem Kinde gethan haben, lebte es noch, so sollte es drüben eine neue Heimat finden, meine Ehe ist bisher kinderlos geblieben, und ich bin über-

zeugt, meine Gattin würde das Kind mit offenen Armen aufgenommen haben. Es hat nicht sein sollen, ich kann die Schuld, von der ich keine Ahnung hatte, nicht mehr sühnen, aber Ihnen kann und will ich vergelten, was Sie der armen Waise Gutes gethan haben, und Sie dürfen das nicht zurückweisen! Ich muß es nun auch Ihnen überlassen, für das Begräbnis zu sorgen, ich möchte hier nicht unnötig Aufsehen erregen, ich muß Sie und auch Moritz bitten, vorläufig über meinen Besuch zu schweigen, damit der Abenteuer nicht gewarnt wird. Ich komme wieder, sobald meine Zeit es erlaubt, dann wollen wir alles ordnen.“

Er gab dem kleinen Manne, der bereits wartend an der Thüre stand, einen Wink, die beiden verließen das Zimmer.

„Haben Sie ein Geschäft oder eine Anstellung?“ fragte er leise, als sie draußen waren.

„Ich bin Buchbinder, Herr Baron.“

„Selbständig oder Gehilfe?“

„Rein, ich bin selbständig und will nun einen Gehilfen annehmen, Arbeit hoffe ich genug zu bekommen; sobald ich eine bescheidene Wohnung nebst einer geräumigen Werkstätte gefunden habe, gedenke ich, Minna heimzuführen.“

„Sie haben wohl keine Ersparnisse zurückgelegt?“ fragte der Baron, voll Güte auf seinen kleinen Begleiter hinunterschauend. „Sie werden das nicht gekonnt haben, wenn Sie Fräulein Tenders bei der Pflege und Erziehung des Kindes unterstützten!“

„Was nicht ist, kann ja noch werden, Herr Baron! Wir fangen klein und bescheiden an, dem Mutigen hilft Gott! Hier sind wir an Ort und Stelle, der Herr Graf von Ellern hat sicherlich keine Ahnung von der Ueberwachung, die ihn erwartet.“

Moritz Wurm öffnete die Thüre, der Baron trat ein, er fand außer seinem Freunde die Brüder Santer und Hulda in dem Zimmer.

Die Ueberraschung war eine gewaltige, als Graf Ellern den Eintretenden erkannte und seinen Namen nannte, dieses plötzliche Erscheinen des wirklichen Baron von Feldern hatte niemand erwartet, selbst Rudolf nicht, der im Europäischen Hofe ihm schon begegnet war.

„Das ist leicht zu erklären,“ erwiderte der Baron auf die Bemerkung Rudolfs, „ich fand es rasch, im Hotel einstweilen meinen wahren Namen noch nicht zu nennen, es war ja möglich, daß der Abenteuerer dadurch meine Ankunft vor der Zeit erfuhr, und die Klugheit gebot mir, alles zu vermeiden, was ihn warnen und ihm die Flucht erleichtern konnte.“

Karl Santer nickte zustimmend und forderte den Bruder auf, seine Beobachtungen in Homburg zu berichten, er selbst fügte dann seine eigenen Verdachtgründe und das, was er bisher in dieser Angelegenheit gethan und erforscht hatte, hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Schönheit.

(Bild S. 409.)

Das neugriechische Volk hat sich namentlich in den größeren Städten durchaus nicht rein in seiner Rasse gehalten, es zeigt ganz entschieden slavische Blutmischung durch die stumpfen Züge, die breiten Backenknochen und die derbe Gestalt, indes die unverfälschten Neugriechen auf den Bergen und in abgelegenen Orten sehr oft die feinen Gesichtslinien, die Zierlichkeit und natürliche Grazie der antiken Voreltern aufweisen. Unser Bild zeigt eine neugriechische Schönheit jener gemischten Abstammung. Etwas Eigenartiges liegt auch in ihr. Die fehlenden griechischen scharfen und edlen Linien werden hier durch Züge von Kraft und Weichheit zugleich ersetzt, das Auge hat eine den Griechen fremde, sanfte Melancholie, die sich sehr anziehend mit feurigem Ausdruck mischt; die hohen Stirnen der Frauen im Gegensatz zu den niedrigen der Griechinnen machen den Eindruck von Phantasie und Energie, so daß, wenn eine schön entwickelte Gestalt dazu tritt, man zweifelt, wenn man den Preis der Schönheit zuerkennt, der edlen, statuenartigen Griechin reiner Rasse oder der originellen, pilanten, kraftvollen und lebendigen Neugriechin mit slavischen Charaktereigenschaften. Eine derartige Schönheit erhalten unsere Leser, nach einer Photographie nach dem Leben reproduziert, in dem Bilde, das die Stirnseite dieser Nummer schmückt.

Eine Bauernstube in Norwegen.

(Bild S. 410.)

Diese norwegische Bauernstube, in welche unser Bild hier blicken läßt, hat viel Ähnlichkeit mit jenen, die wir in der Schweiz und auch hier und da in Schwarzwalder Bergdörfern antreffen. Das Eichenholz spielt bei ihnen eine große Rolle; es verkleidet die Wände, stützt das Dach durch schwere Balken und gibt das Material für den gewaltigen Familienstuhl und die Wandbänke her. Eigentümlich norwegisch sind hier die beiden Sitze für Mann und Frau an der Thüre, die zugleich kleine, sorgfältig geschnitzte Wandbänke bilden, wie auch das Dreieck für Köpfe und vor allem der Kamin. Die Sanduhr, die Thonlampe, die zinnernen Schüsseln auf dem Brett an der Decke, das kleine, schiefdachartige Fenster am Arbeitsplatze der Hausfrau sind weitere Originalitäten des nordischen Bauernheims, die auf alte Ueberlieferungen hinweisen. Steht man sich jetzt noch vor, daß diese Bauernhäuser von außen rot angestrichenes Gebläse haben, deren Riken mit grünem Moos ausgestopft sind, daß ferner der Fußboden ganz weiß geschweert und mit Tannennadeln in zierlichen Figuren bestreut ist, so wird man mit einstimmen müssen, wenn wir sagen: Des nordischen Bauern Heim ist hübsch, eigenartig und zeichnet sich durch Gediegenheit der Einrichtung aus, denn Möbel und Geräte sind gemacht, um Jahrhunderte zu überdauern.



Monatlicher Gartenkalender.

(Alle Rechte vorbehalten.)

März.

Blumengarten. In diesem Monat, wo die immer höher steigende Frühlingssonne die noch schlummernden Kräfte der Pflanzen zu neuem Leben erweckt, muß auch der Pflanzenfreund eine erhöhte Thätigkeit entfalten. Bei mildem Wetter und wenn der Boden nicht zu naß ist, läßt sich im Blumengarten schon manche nützliche Arbeit verrichten; man kann sich mit dem Beschneiden und Ausputzen der Bäume, wenn es noch nicht geschehen ist, beschäftigen; dann können Beete, Gruppen und Rabatten zum Empfang der in den beiden nächsten Monaten zu pflanzenden Ziergewächse gerichtet, die härteren Sommergewächse, besonders die zu Einfassungen von Beeten u. bestimmten, an Ort und Stelle gesetzt, auch der im Herbst auf die Rasenfläche gebrachte Dünger mit einem Rechen tüchtig zerrieben und gleichmäßig zerstreut werden. Ferner sind feuchte, stark bemoste und beschattete Grasplätze mittels eines eisernen Rechens aufzureißen, mit einer Mischung von Kalk und Asche zu düngen, dann tief umzuhacken und mit Rasengras zu besäen. Die die Wege begrenzenden Rasenanten sind scharf abzustechen, die Rasenfläche selbst zu säubern und zu walzen; auch die Gartenwege können jetzt gepußt und die schadhaften Stellen ausgebessert werden. Was von Stauden und Sträuchern bis jetzt noch nicht verjagt wurde, muß ohne Aufschub herausgenommen, beschnitten, zerteilt und umgepflanzt werden. Wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, decke man die Blumenzwiebelbeete auf, schütze sie aber durch Tücher oder Matten, wenn es schneit oder kalt wird. Alle für den Garten bestimmten Pflanzen, welche in Kästen, Zimmern, Kellern u. überwintert wurden, suche man soviel wie möglich abzuwarten, gebe daher, so oft es die Witterung erlaubt, Luft, gieße sie pflanzlich und halte sie recht rein. Bei guter Witterung bringe man dann diese Pflanzen später ins Freie auf Bretter und schütze sie nachts oder bei rauher Witterung durch über Stangen gelegte Strohdächer. Bei dieser Gelegenheit können auch zugleich die Pflanzen verjagt werden. Sämlinge von Nelken und anderen Stauden sind auszusäen, die perennirenden (ausdauernden) Einfassungen sind mit jungen oder geteilten Pflanzen auszubessern und zugleich zu säubern.

Die Laubdecke auf den Blumenzwiebelbeeten wird mehr und mehr gelöst und bei guter Witterung weggewonnen. Dafür schlägt man an den Enden der Beete 30 Centimeter hohe Pfähle ein, auf welche zur Nachtzeit und bei rauher Witterung Strohdächer gelegt werden. Bei der Entfernung der Decke von den Blumenzwiebeln muß indes vorsichtig zu Werke gegangen werden und es ist am raschesten, wenn das Deckmaterial mit den Händen entfernt wird, damit die etwa vorhandenen jungen Keime keine Beschädigung erleiden. Die sichtbaren Keime bedecke man des Nachts über, wenn Frost zu befürchten ist, mit etwas trockenem Moos, über das man noch einen Blumentopf stülpt. Im freien Lande können bei günstiger Witterung geist werden: Aehren, Gartenglockenblumen, Stiefmütterchen (Pensées), Liebesheublumen, Nelken, Stroh- und Papierblumen, Fingerhut (Digitalis), Goldlack, Sommer- Meers- und Winterleuchten, Adonis, Venusstängel, Quastenschwanz, Rittersporn, Flockenblumen (Centaurea), Gladiolen, Lupinen, Wicken, orientalische Anemone, Winden, Mohn u. d. Die Herbstsaat von ein- oder zweijährigen Pflanzen ist durchzumustern und nötigenfalls zu verdünnen. Dahlienknochen können jetzt zerteilt und in Töpfe gesetzt werden, das heißt wenn die Augen sichtbar sind. Die vom Froste gehobenen Pflanzen drücke man wieder gut an und behäufte sie mit Erde. Die im Herbst gesäten Aurikeln und Primeln müssen in diesem Monat stets gleichmäßig feucht und schattig gehalten werden, weil die jetzt im Keimen begriffenen Samen durch die austrocknende Märzluft leicht zu Grunde gehen. Gladiolen, Ranunkeln und Anemonen sollten jetzt gelegt werden; hat man Platz und Mittel, so kann jetzt ein Frühbeet mit einem oder zwei Fenstern zur Aussaat von Sommergewächsen (Sommerblumen) und Perennien u. angelegt werden. Die mit Laub, Nadeln, Tannenzäusen oder Stroh verwahrten Stauden und Sträucher entledige man ihrer Decke, beschütze und behäufte sie aber noch in der ersten Zeit bei Sonnenschein und besonders kühlem Wetter.

Die bedeckten Rosen, sowohl Hochstämme als nie-ere, lasse man noch unberührt; sollte jedoch das Wetter sehr schön und mild sein, hebe man die Decke ein wenig auf, damit die eindringende Luft den Trieb verhindert.

Das mittlere Deutschland als Nichtschneur genommen, kann die allmähliche Verdünnung und schließlich Entfernung der Rosenstämme meistens ausgangs März geschehen. In Betreff der jarten Thee- und Roisettersen muß man indes vorsichtig zu Werke gehen, da diese von der scharfen Märzluft gerne etwas scharf mitgenommen werden. Man binde daher die von der Decke befreiten Stämme nicht gleich an die Pfähle an, sondern lasse sie auf dem Boden liegen oder sich frei bewegen. Die Thee- und Roisettersen sind nach der Entfernung der Winterstaudende zu beschneiden. Die im Herbst vor dem Niederlegen beschneittenen Remontant- und Bourbonrosen sind nochmals durchzumustern und dabei ist das über den Winter schlecht gewordene Holz zu entfernen. Bei den zu Säulen, Pyramiden, Spalieren, Lauben, Bogengängen und dergleichen, sowie zu Trauerrosen verwendeten, einmal blühenden Kletterrosen wird nur das überflüssige alte Holz herausgeschnitten, die stärkeren Zweige bleiben dagegen unbeschnitten, da die Blumen nur am vorjährigen Holz erscheinen. Hat man im Herbst vor dem Niederlegen nicht düngen können, so hole man es jetzt nach, grabe aber den Dünger bald unter, damit er nicht von der Luft und sonstigen Einflüssen entkräftet wird. Ist kein fester Dünger zu verschaffen, so suche man den Boden mittels flüssigen Düngers zu stärken. Sobald es die Witterung erlaubt oder man in den Besitz der neu zu pflanzenden Rosen gekommen ist, säume man mit dem Sehen nicht, denn je früher dies geschieht, desto besser ist es. Dies gilt indes nur von solchen Rosenstöcken, welche dem

freien Lande entnommen wurden, aber nicht von Winterveredlungen aus dem Treibhaus; diese dürfen nicht vor dem Mai ins freie Land gesetzt werden. Haben die Beete Buchs- oder andere Einfassungen von perennirenden, niedrigen Pflanzen, so sind erstere zu beschneiden und letztere, wenn notwendig, entweder umzupflanzen, auszubessern, zu beschneiden oder abzuschneiden; ebenso sind die Ranken der Gruppen scharf zu beschneiden, damit sie einen gefälligen Eindruck machen. Die Rosenzweige können von jetzt an obliert und Nachviole, Leberkraut, Kissenjunker, Lychnis u. gepflanzt werden. Die Erdmagazine werden umgearbeitet und neue angelegt, sobald man wieder vorräthiges Material hierzu besitzt.

Zimmergärtnererei. Der Fenstergärtner kann jetzt Samen von harten und halbharten Sommerblumen, Perennien und krautartige Pflanzen in Töpfe säen. Die Sämlinge dienen dann zur Bepflanzung der Blumenkästen, die an oder in den Fenstern der Wohnungen angebracht werden können. Man pflanzt sie im Monat Mai in diese Kästen und sie blühen da den ganzen Sommer durch. Es können auch Samen von Reseden, Balsaminen, Aftern, Levkojen, Celosien in Töpfe oder Kästchen gesät und in den Zimmerglaskästen gestellt werden. Ist man im Besitze eines kleinen Hausgärtchens und im Stande, sich mittels warmen Pferdedüngers oder frischer Gerberlose ein Beet mit ein oder zwei Fenstern anlegen zu können, so ist es sehr zweckmäßig sowohl zur Anzucht von Pflanzen aus Samen als zur Zucht von Gewächsen aus Stecklingen, die man während des Sommers für die Zimmergärtnererei braucht. Es sind jetzt auch die Glaskästen zu reinigen, welche zur Aufnahme von Farneuträutern bestimmt sind. Die geeigneten Farneuträuter für Zimmerglaskästen sind: Adiantum assimile, A. Capillus-Veneris, Asplenium flabelliforme, Aspidium molle, Pteris serrulata, Pteris longifolia, Pteris cretica albo-lineata, P. tremula, Cyrtomium falcatum, Nipholobus lingua, Somaria lanceolata, Doodia caudata, D. lunulata und D. aspera, Lygodium japonicum (scandens), Polystichum louchites, Lycopodium dendroideum und andere. In den Kästen können auch zwei Stück von dem gewöhnlichen kleinblättrigen Epheu gebracht werden; werden diese Pflanzen zu äppig, so schneidet man sie mit dem Messer beliebig zurück; auch Selaginellen wachsen darin sehr äppig, namentlich Selaginella hortensis, S. Mertensii und deren bunte Form S. atrovirens, S. umbrosa (erythropus), S. Braunii, S. serpens, S. apoda (densa) und S. Caesia. Die letzte ist von staubblauer Farbe und sehr schön, wenn sie feucht und schattig gehalten wird. Mit den angeführten Pflanzen können solche Glaskästen sehr hübsch ausgefüllt werden; es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich auch unsere einheimischen Moose zur Ausschmückung verwenden lassen und recht gut aussehen, wenn in der Mitte des Kastens ein Exemplar von Cyperus alternifolius angebracht wird.

Die verschiedenen Varietäten von Primula chinensis läßt man auf lockere, feine, mit Flußsand vermischte Erde in flache, gut mit Wasserabzug versehene Töpfe, brückt den Samen mittels eines Plättchens sanft an und begieße ihn mit einer recht feinen Brause; bedecke dann die Töpfe mit Glaskästen und stelle sie an das Fenster des Wohnzimmers oder in den Fensterrahmen. Die Samen anderer Topfgewächse sind ebenso zu behandeln. Die Ausfaat der Samen von Aurikeln und Primeln, die im freien Lande gehalten, macht man in niedere Holzstäben auf feine, nahrhafte Erde, drückt den Samen sanft an und bedeckt ihn mit fein gehacktem Moos. Die Kästchen werden dann auf eine geschützte Stelle gebracht und stets mäßig feucht gehalten.

Myrtlen, Lorbeerbäume, Buchsien, Rosen, Oleander, kurz, alle Pflanzen, die im Winter bei zwei bis fünf Grad Reaumur Wärme überwintert wurden, können jetzt umgepflanzt werden. Zwiebel- und Knollengewächse, welche den Winter über trocken aufbewahrt wurden, sind wieder in die Töpfe zu pflanzen. Mitte oder Ende des Monats, wenn das Wetter gut und warm ist, nimmt man auch die in frostfreien Kammern, Gewölben, Kellern u. überwinterten Pflanzen heraus und stellt sie im Freien so auf, daß sie des Nachts über und bei oft schnell eintretender rauher Witterung bedeckt werden können. Bei dieser Gelegenheit entfernt man die Erde aus den Töpfen bis auf die oberen Wurzeln und ersetzt sie durch frische, gute und nahrhafte. Diejenigen Pflanzen, welche blühen oder weit vorgerückte Knospen zeigen, stelle man immer auf den hellsten und schönsten Platz des Fensters oder Kastens und begieße sie mit größter Sorgfalt. Pelargonien, Buchsien und andere weichholzige Pflanzen, deren Blütezeit erst gegen den Sommer hin und noch später eintritt, müssen jetzt eingestutzt und in nahrhafte Erde versetzt werden, damit sie ein recht kräftiges Wachstum entwickeln; es darf auch nicht an der nötigen Lüftung fehlen, weil sonst die Triebe vergeilen und infolge dessen mangelhaft blühen. Solche Pflanzen hingegen, die man früher in der Blüte haben will, dürfen weder gestutzt, noch umgepflanzt werden. Sind deren Töpfe vollgewurzelt, so muß von Zeit zu Zeit mit künstlicher Düngung (am besten in flüssiger Form) nachgeholfen werden, damit keine Entkräftung eintritt. Es versteht sich von selbst, daß solche Pflanzen, die eines Stabes bedürfen, immer sorgfältig aufgebunden werden müssen, damit die Form nicht verloren geht; dabei ist auch darauf zu sehen, daß die zu äppigen, über die Form hinauswachsenden Triebe des Gleichgewichtes wegen zurückgeschnitten oder abgeknippt werden.

Jetzt ist auch die Zeit zur Einpflanzung der Balthheimen und Tuberosen in Töpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Kaiser.

Jahrhunderte hindurch bestand in Rom ein seltsamer Brauch, welcher in seiner ursprünglichen Gestalt erst vor fünfzig Jahren aufhörte, doch aber bis heute nicht gänzlich abgeschafft ist. Allmonatlich mußten die Kinder jeder Parodie in ihrer respektvollen Kirche erscheinen, um den Katechismus herzusagen, um es in dieser Hinsicht zu einer größtmöglichen Fertigkeit zu bringen. War nun ein Jahr verstrichen, so wählte jede Parodie zwei der besten Knaben, und alle diese begaben sich in eine Kirche, wo ein großer Wettkampf gehalten wurde, zu dem sich stets große Menschenmassen einfanden. Derjenige Knabe, welcher keine Sache am besten machte, das heißt auf jede Frage antwortete, Wort für Wort, Silbe für Silbe, das herab, ward zum „Kaiser“ erklärt und hieß Imperatore della dottrina cristiana (der christlichen Lehre). Die nächstbesten bildeten seinen Hofstaat, nämlich zwei Principi, ein Capitano und ein Scudiero (Schuldiener). — So ein Bürschlein von acht Jahren ward alsdann als Imperatore in der Kirche auf einen Thron gesetzt, mit Lorbeer gekrönt, ein Scepter hielt er in der Hand und

auf der Brust sah man ein goldenes Kreuz. Mit seinem Hof fuhr er nach Hause und empfing dort allseitige Glückwünsche, selbst von hohen Herren, und begab sich am folgenden Tage zum Papst, der ihn in Audienz empfing und reich beschenkt entließ. In der folgenden Woche machte er im Wagen Besuche bei vielen hohen Herren, zum Beispiel bei Kardinälen, um überall Geschenke zu empfangen. Sein Kaisertum dauerte ein Jahr, an jedem zweiten Sonntag nach Ostern erhielt er einen Nachfolger. Die Ehre aber, ein Kaiser zu sein, strahlte ihm bis ins hohe Alter. Die chronologische Reihenfolge dieser „Imperatori“ hat bis jetzt noch keinen Historiographen gefunden. Von Pius IX. ist es bekannt, daß er an solcher Audienz seine herrliche Freude hatte und für solchen Anlaß stets ausgezeichnetes Konfekt für den Kaiser in Bereitschaft hielt. Als der Genannte sein Jubiläum feierte und dabei aus aller Welt Geschenke erhielt, wurden dieselben im Vatikan ausgesteilt und jedermann konnte gegen Einloskarte die Herrlichkeiten besichtigen. Da kommt auch ein alter Mann und will hinein. Die Wache sagt: „Bitte um die Einloskarte!“ — Der Alte sieht die Wache mit Verachtung an und sagt: „Was? Einloskarte? Ich bin Imperatore della dottrina cristiana!“ — Die verblüffte Wache läßt den Alten passieren.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Das kluge Kind.

Mutter: „Karlchen, willst Du nicht Deinen Schrank aufräumen?“

Karl: „Morgen, Mutter.“

Mutter: „Kennst Du nicht das Verschen: „Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute?““

Karl: „Aber, Mutter, was geht das mich an, was die faulen Leute sagen?“

Genügsam.

„Sagen Sie um Gottes willen, Herr von Olavack, dreißig Jahr' sind S' schon im Postdienst, wie haben S' das ausgeh'alt'n? Dieses ewige Einerlei — i' glaub', da müßt' i' verrückt werd'n!“ „Ja, das is nit so schlimm. Heut stempelt ma' achtundzwanzigsten ab, morgen neunundzwanzigsten, übermorgen dreißigsten — bißl Abwechslung is immer noch dabei.“

Cannabich gibt in seinem Hilfsbuche zur Geographie zur Probe der deutschen Mundarten den Anfang des biblischen Gleichnisses vom Säemann. Hannover: „Hört tau, et gunt ein Säemann ut, tau säen.“ — Mecklenburg-Schwerin: „Hört to, si für gunt een Sajer uut, to säen.“ — Braunschweig: „Hört tau! Säh et gung een Säemann ut to säen.“ — Harz: „Hört zu! Säh, et läng a Säemann aus zu sä.“ — Paderborn: „Hört to! Säh et hant n Säemann ut to säen.“ — Zwischen Leipzig und Thüringen: „Hört zu, säh! 's gung a mal a Säemann aus zu sä.“ — Voigtland: „Hört auf un läßt euch fuge, a mal ging a Bauer naus gen sä.“ — Sachsen-Meiningen: „Hört zu, säh, es ging a Sämann os zu sä.“ — Ansbach: „Hört zu, säh, es ging a Soamä auf's Soa aus.“ — Kassel: „Hört zu, säh, et ging en Sehmänn us zu sä.“ — Köln: „Hört! et jing a Siemann us zu sä.“ — Bonn: „Hört zu, säh, et jing ene Säder eruas zu sä.“ — An der Eifel: „Gelt ägt, seet, et geng ämal enne Sämann us, äm ja säen.“ — Aus Zweibrücken: „Hört zu, 's isch e mal e Bauer naus ins Feld gang, vor je sä.“ — Speyer: „Hört e mal zu, seht 's isch e Sämann naus-gange sä.“ — Im Allgäu (umweit Büssen und Reßelwang im bayerischen Oberdonaukreise): „Hörtet zue, guez, 's isch a Säema naus' gange z' säen.“ — Stuttgart: „Hört me an, a Bauer isch zum Sää naus gange uff's Feld.“ — Donauwörth: „A Söma isch aus-ganga, sein Söma os'werfa.“ — Gemünd: „Hörtet zue, gudet, es gäh a Säemann aus zum säen.“ — Würzburg: „Hört a mal, as is a Sämo aus-ganga za sä.“ — Rarnberg: „Hört zu, seht, es is a Bauer aus-ganga z' sä.“ — Eichstedt: „Ja schau, a Bauer ist zum Sön ganga.“ — München: „Loßt's ent sag'n, a mal is a Bauer auf's Säh'n naus-ganga.“ — Brigen: „Da heart's a mal zue, as isch a mal a Pair ze san auf's-gang'n.“

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 395:

Keine Hand geht durchs ganze Land.

Rätsel.

Ein Jüngling schneit im grünen Hain
Mit e in der Fichte Stamm es ein.
Als er wiederkam im nächsten Jahr,
Aus dem e ein a geworden war.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Rätsels Seite 395:

Kreuzband.

Unseren Abonnenten

offerieren wir zum vorläufigen Aufbahren der Nummern und späteren Einbinden des Jahrgangs 1886 unsere auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke

Illustrirte Welt

in feiner Leinwand mit reicher Goldpressung auf Deckel und Rücken zu dem sehr billigen Preise von nur **M. 1. 70 Pf. per Stück.** (In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preise noch ein kleiner Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolportage- und Boten, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Beforgung. Zu gefälligen Bestellungen wolle man den dieser Nummer beiliegenden Bestellzettel benützen. Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der Decke ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird dieselbe gegen frankierte Einzahlung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vorm. Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Charles V. in Antwerpen. Wenden Sie sich an die Rheinische Hartgummifabrik in Mannheim.

Hrn. H. F. in Hamburg. Darin haben Sie recht, jene sind desgleichen.

Lehrer in Retschetin. 1) Wir raten Ihnen, in irgend ein kaufmännisches Geschäft als Dolmetsch einzutreten, nachdem Sie in der englischen, französischen und italienischen Sprache sich genügende Kenntnisse für Korrespondenz erworben. 2) Das kann nur der behandelnde Arzt entscheiden.

Bera. 1) Ihr Gedicht hat echt volkstümlichen Charakter in Ausdruck und Bildern — leider ist die Form nicht reif. 2) Dem Autor ist davon nichts Näheres bekannt. 3) Ihre Anerkennung freut uns sehr. M. H. 100 in G. Sechs Fragen auf einmal — aber wir sind geduldig. 1) Durch Uebung mit einem Rundigen; ein Buch hilft hier nicht. Es ist uns auch kein solches bekannt. 2) Nach Vorlagen schreiben. 3) In kaltem Seifenwasser, ohne zu reiben. 4) und 5) Jede Stadt hat eine andere Bezeichnung. Versuchen Sie es mit der in der Wochenschriftlichen venetianischen Seife, Klettenwurzelöl. 6) Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache.

Hrn. Hugo B. in B. Das Gewünschte finden Sie im Jahrgang 1883 unseres Journals. Wenn Sie auf ein Exemplar reflektieren, so raten wir Ihnen, recht bald Ihre Bestellung bei Ihrem Buchhändler zu machen, denn der Vorrat von diesem Jahrgang ist nur noch gering. Der Vorzugspreis beträgt für Sie als Abonnenten unseres Journals 4 Mark für das gebundene Exemplar.

Hrn. E. L. in Weimar. Nicht ohne Talent, jedoch für uns nicht verwendbar.

Hrn. Görtler in Jassy. Nein, ist nicht so vorhanden.

Abonnent in Randerath. Wenden Sie sich an die Kunsthandlung von Antenrich, Stuttgart, Königsstraße.

Abonnent in Barmersdorf. Dielegangs photographischer Verlag in Düsseldorf.

Hrn. F. R. in G. (Fabrik schmiedeeiserner Blumen und Blätter u.) Giesberger & Leuthi, Stuttgart.

Verjagte Mutter in E. Darin haben Sie völlig recht. Diese Romane sind keine Lektüre für ganz junge Mädchen. Wir glauben an einen Irrtum in der Namensnennung.

Hrn. G. Wehle in Mannheim. Das ist allerdings erstaunlich, aber ein sehr wahres italienisches Sprichwort lautet: „La donna o mobilis.“

Hrn. E. G. in B. Beim Gefrieren dehnt sich das Wasser aus, demnach sprang das Gefäß nicht durch Zusammensichung, sondern infolge des Gegentheils.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden u. sind uns zugegangen von: Hrn. Rosine Wihlidal, Prag; Emma Reuter, Bernburg; Luise Grappe, Trief; Pauline Bernide, Hannover; Elise Bimkel, München; Hermine Rietz, Ulm; Antonie Sonden, Halle; Fried. Fälschen, Kopenhagen; Nina Adami, Berlin; Ottilie Gukrow, Breslau; Anna Riring, Amsterdam; Ernestine Pablig, Rarnberg; Frau E. Bernih, Hannover; Bertha Möller, Barth; Hrn. A. Heller, Innsbruck; J. A. Winter, Meh; H. Pranger, Prag; E. Keller, Luzern; G. Hüß, Bern; E. Marlike, München; G. Rettram, Ulm; H. Winkler, Berlin; H. Fredrich, Wien; J. Rargotti, Wien; B. Raingutti, Genua; H. Maurer, München; H. Peterlich, Velen; J. Ringer, Ravensburg; G. Heiser, Chicago; J. Frierbach, Bonn; E. Wimmer, Koblenz; M. Katschko, Warschau.

Abonnent in Koblenz. Der Roman ist als Buch erschienen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart).

Abonnent in Regensburg. Nicht ohne Bedenken. Wenn Sie einen zuverlässigen Ratgeber an Ort und Stelle haben. Ja! Man liest oft Warnungen.

